

Tagebuchblätter

beschrieben
während der Jahre 1891-1895
in
Südafrika



Von

Käthe Kühne.



BV 3557 .K8 K8 1897
K uhne, K athe.
Tagebuchblätter beschrieben
wahrend der Jahre 1891 bis

Tagebuchblätter

beschrieben

während der Jahre 1891 bis 1895

in Südafrika

von

Käthe Kühne,

Missions-Lehrerin.

Zweite Auflage.



Berlin NO 43.

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft,

Friedenstraße 9.



Vorwort zur ersten Auflage.

Die deutsche Missionslitteratur hat sich zu einem ansehnlichen Umfang entwickelt. Berichte und Zeitschriften erhalten den Missionsfreund auf dem Laufenden und behandeln in eingehender Weise Fragen, die für die Sache von grundlegender Bedeutung sind, auch Biographien und Schilderungen der Arbeit nach verschiedenen Zeiten und verschiedenen Gebieten werden in steigender Zahl veröffentlicht; aber fast alle diese Schriften verdanken Männern ihren Ursprung, deutsche Frauen haben bisher verschwindend wenig zur Mehrung unserer Missionslitteratur beigetragen. Und doch ist es wünschenswert, daß auf diesem Gebiete auch die Frau zu Worte kommt, und dabei der weibliche Sinn sein lebhaftes Erfassen von Eindrücken bethätigen kann. Gerade in Bezug auf fremdländische Verhältnisse ist das oft wertvoll; jedenfalls lieben es Frauen, zu hören, wie Frauen über solche urteilen. Die Verfasserin hat während einer Reihe von Jahren eine Schule für Missionarskinder in Bethanien (Dranje = Freistaat) geleitet und hat sich bald auch am Unterricht in der Schule für eingeborene Kinder nach Vermögen beteiligt. In den vorliegenden Blättern kann sie Orte, Personen und Verhältnisse, zu denen sie in nähere Beziehung trat, um so unbefangener schildern, als sie nicht über ihre eigene Arbeit zu berichten hat. Ihr frischer, wahrheitsliebender Sinn, ihr gesundes, vorurteilsfreies Urtheil treten dem Leser oder der Leserin überall in wohlthuernder Weise entgegen. Wir wünschen dem Büchlein freundliche Aufnahme im Kreise der Freundinnen unserer Mission, besonders im Kreise unserer Frauenvereine. Es eignet sich trefflich dazu, bei deren Zusammenkünften gelesen zu werden.

Berlin, im Juni 1896.

Merensky.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Tagebuchblätter haben eine gute Aufnahme gefunden und sind gern gelesen worden. Abgesehen von geringfügigen Änderungen, von der Hand der Verfasserin selbst, erscheinen sie in früherer Gestalt. Möchten sie neue Freunde finden!

Berlin, im Herbst 1897.

Merensky.

Inhalt.

	Seite
1. Reise nach Afrika	5
2. Ein Weihnachten in Bethanien	13
3. Die Koranna	31
4. Ein Geburtstag	32
5. Simon Seekuh	34
6. Auf den Diamantfeldern	40
7. Die Heuschrecken	53
8. Reise nach der Kapkolonie	56
9. Wieder in Bethanien	69
10. Reise nach Silo	77
11. Missionsarbeit in Bethanien	84
12. Außenstation Springfontein	88
13. Reise nach Transvaal 1894	92
14. Botshabelo	99



1. Die Reise nach Afrika.

28. November 1890.

Nun ist es schon Abend, und ein herrlicher Tag ist es gewesen. Von Southampton fuhren wir ab. Es war so kalt, so traurig; doch in dem Augenblick, als das Schiff sich in Bewegung setzte, brach die Sonne hervor, Meer und Land mit Gold überflutend. Ein Wesleyaner-Prediger nahm sich meiner sehr an und zeigte mir die Küsten von England und die Insel Wight. Letztere ist sehr schön, und Schlösser und Dörfer, von der Sonne beleuchtet, glitten an unsern Augen vorüber. Die sogenannten needles, zwei Felsen mit scharfen, klaren Umrissen, ragen aus den Fluten. Dort hindurchzufahren nennen die Engländer „thread the needle.“ Bald nachdem wir sie passiert, ging der Lotse vom Schiffe. Beim Thee lernte ich einige der Passagiere kennen. Ein Schotte, der schon zwanzig Jahre in Afrika gelebt hat und jetzt von einer Reise zurückkehrte, sprach sehr viel in wenig angenehmer Weise. Ich wandte mich einer englischen Predigerfamilie zu, die mit vier kleinen Kindern an Bord war. Dem ältesten Knaben, dem sechsjährigen Tommy, erzählte ich die Geschichte vom Tannenbäumchen aus Andersens Märchen. Dem allerliebsten Kinde machte das große Freude. Spät ging ich noch auf Deck spazieren. Zwei junge Holländer, Ingenieure, schlossen sich mir an. Ich lernte einige Sätze Holländisch. Die Sterne kamen heraus, so klar, so schön. Das dick beschneite Schiff glich einem Geisterfahrzeug, welches lautlos auf den tief-schwarzen Fluten dahinglitt. Wir gingen dann zum Abendessen hinein, welches, da ich zweiter Klasse fuhr, nur aus Käse und Brot bestand. Die andern Mahlzeiten waren jedoch vortrefflich.

Gott ist die Liebe!

29. November 1890.

Ich konnte gestern den ganzen Tag nicht schreiben, da der Dampfer in der Bai von Biscaya zu sehr rollte und schwankte. Man konnte sich gerade nur aufrecht erhalten. Alle Damen und fast alle Herren waren sehr seekrank und erschienen den ganzen Tag nicht. Ich aber war brav und trotzte dem Sturm. Gott half mir durch den ganzen monotonen Tag. Ich bekam einen lieben Brief von B. D., meiner früheren Schülerin, die ich in London besucht, und mit der ich dort herrliche Tage verlebt hatte. Er hatte, im letzten Augenblick an Bord gebracht, auf dem Salontisch der ersten Klasse gelegen und wurde mir jetzt durch den Wesleyaner-Prediger überbracht. Erst erschien es mir wunderbar, über die Fluten hinweg einen Brief zu bekommen. Der liebe Gruß erquidete mich sehr; er brachte mir die schönen Worte: „Ich will dich an meiner Hand halten, ich will dich setzen zum Licht unter die Heiden.“ O Gott, hilf mir, daß ich das wirklich werde, denn es ist das Verlangen meiner Seele.

Ein alter holländischer Herr, van Berloop mit Namen, stellte sich mir vor, er ist der Vorgesetzte der beiden Ingenieure. Alle gehen nach Afrika, um dort eine neue Bahn zu bauen. Er führte mich hinüber in den Salon der ersten Klasse, um mich seiner Frau vorzustellen, die noch liegend auf dem Sofa lag. Dann lehrten mich die drei Herren einige Brocken Holländisch, was sehr spaßig war. Der Mond schien prachtvoll, die Wogen glühten schwarz und weiß mit goldenen Funken. Wir saßen lange auf einer Bank, und der Dampfer schaukelte so, daß mir bange wurde. Die jungen holländischen Herren sind ungläubig, ich sprach ernsthaft zu ihnen. Darauf kam Mr. Williams, eben der Wesleyaner, und forderte mich auf, einige Hymnen zu spielen. Bei dem entsetzlichen Schwanken des Schiffs machte das aber Schwierigkeiten. Spät erst ging ich zu Bett. Unter Gottes Schutz gut geschlafen.

Sonntag, 30. November 1890.

Ein sonniger Morgen; wir passierten Kap Finisterre, sah blaue Berge in der Ferne. Zwei Dampfer brausten an uns vorüber. Wir hatten Gottesdienst, zu dem sich eine Menge Menschen versammelten. Der Kapitän hielt den Gottesdienst. Wir sangen die lieblichen englischen Kirchenlieder, in die sich das sanfte Brausen des heute ruhigeren Meeres mischte. Das wohl fast jedermann bekannte Lied „for those at sea“ wurde gesungen. Es war mir neu und lieblich, so mitten auf dem Meere unter dem sanften Dahingleiten dem Gottesdienste beizuwohnen. Nachher schrieb ich an meine liebe Mutter und dann an Belle Dickson, dieselbe, die mir den freundlichen Gruß aufs Schiff geschickt. Dann öffnete ich ein Paket, welches sie mir in London gegeben, fand ein schönes Buch, Traktate, Bilderchen und Konfekt darin. So auch hier auf dem Ozean Zeichen ihrer Liebe. Später holte ich die reizenden Karten auf Deck, welche mir meine letzten lieben Schülerinnen, die Baronessen Condenhove, noch ins Missionshaus geschickt hatten, und ergögte mich daran.

1. Dezember 1890.

Stand sehr früh auf, da Lissabon in Sicht war. Es war sehr kalt und naß auf dem Deck, aber herrliche Aussicht; Schlösser, Kirchen, Festungen, Klöster erstrahlten im Glanz der aufgehenden Sonne, und im Hintergrunde zog sich eine Kette blauer Berge entlang. Schön, märchenhaft schön, aller Beschreibung spottend, lag der Golf da in seiner Pracht und Herrlichkeit. Wunderbar sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran. Nachher gingen wir in einem schwankenden kleinen Boote an Land. Die holländische Familie nahm sich meiner freundlich an. Ein Führer (merkwürdigerweise ein Schwede, mit dem ich mich zu seiner großen Freude in seiner Muttersprache unterhalten konnte) zeigte uns alle schönen Plätze. Die Stadt macht einen ganz eigentümlichen Eindruck, weiße wunderschöne Privathäuser, fünf Stock hoch, mit Galerien und Balkons, auf denen große prächtige Blattgewächse stehn. Die Häuser hatten oft Gärten mit herrlichen Blumenbeeten, durch offene Portale schaute man in die inneren Höfe, die mit Mosaik gepflastert waren und in deren Mitte ein kristallheller Springbrunnen aufstieg, der, in ein Marmorbecken herabfallend, die Blattgewächse, die den Hof schmücken, mit stetem feinen Wasserstaube erfrischte. Wir waren auch im botanischen Garten, in dem mir besonders eine herrliche Palmenallee auffiel; auch Pinien, Koniferen, Oleander und eine große

Fülle der herrlichsten weißen Rosen blühten hier. Auf den Straßen gingen Knaben mit riesigen Körben voll Gemüse und Früchten, welche sie auf dem Kopfe trugen, und man hörte ihr eintöniges Ausrufen eine große Strecke weit — braune Gesichter, mit schwarzen melancholischen Augen, beschattet von einer großen Kappe, die von schwarzer Wolle gestrickt zu sein scheint. Dann standen noch andre Knaben in blauen Blusen mit roten Schärpen herum, sehr malerisch aussehend. Eine Menge kleiner Wagen, mit Maul- eseln bespannt, hielt auf den Plätzen, bereit, fahrlustige Gäste aufzunehmen. Lissabon besitzt eine große Anzahl prächtiger öffentlicher Plätze, einige dieser sind in einem eigentümlichen Muster, den Meereswellen ähnlich, gepflastert. Sehr rein sind sie gehalten; auf dem einen steht die Statue König Pedro IV. Es war ein reges Leben in der Stadt, Gruppen buntgekleideter Soldaten jagten umher. Hier hörte man Musik, dort sah man einen Aufzug. Auf unsere Frage wurde uns berichtet, daß der Gedenktag der Befreiung Portugals vom spanischen Joch gefeiert werde. Eine Drahtseilbahn zog uns den steilsten Hügel zum höchsten Punkte der Stadt hinauf. Hier befand sich das riesige Steinbassin, aus dem früher die Aquadukte, von den Römern erbaut, gespeist wurden. Viele Meilen lang ziehen sie sich ins Land hinein, und wir sahen ihre zierlichen Bogen hie und da immer wieder über die Berge hervorragen. Von hier aus hat man den herrlichsten Rundblick auf Land, Stadt und Meer. Die Stadt mit ihren Schlössern und Gärten, im Sonnenschein gebadet, schmiegt sich wie eine geschmückte Braut an den schimmernden Meerbusen an. Dieser lag in tiefem, sattem Blau, glatt wie ein Spiegel, und auf ihm ruhten wie Tauben weiße Segler einzeln und in Gruppen; im Hintergrunde lag schwarz unser „Tartar“, unsere schwimmende Heimat. Von Bergen und grünenden Fluren umkränzt, lächelte so der berühmte Golf, von dem ich so manche glühende Schilderung gelesen, und der doch jeder Beschreibung spottet. Gegen Abend trafen sich alle, die das Land besucht hatten, wieder am Quai. Die Damen trugen schöne Vasen und kunstvolle Urnen, die sie gekauft, oder Blumen und Früchte. Dann kletterten wir alle wieder ins schwankende Boot, das uns mit Dunkelwerden an Bord des „Tartar“ zurückbrachte. Als wir aus dem Golf herausdampften, blickten wir noch einmal zum Strand zurück. Da lag das herrliche Lissabon mit einem Strahlenfranze innig an den dunkelfarbigen Meerbusen geschmiegt. Die elektrischen Lichter flammten von Schlössern und Türmen und warfen ihren Schein hinaus ins finstere, leichtbrausende Wasser. — Aus dem Meere erhoben sich drohend graue Sturmwolken, mit grellem Rot gestreift, Matrosen und erfahrene Leute sagten: „Es giebt Sturm!“

3. Dezember 1890.

Ein schrecklicher Sturm brach aus, das Schiff schwankte und schaukelte so furchtbar, daß bald alle Menschen von Deck verschwanden und unten krank lagen, nur die beiden Holländer, der Schott-Afrikaner und noch ein kleines holländisches Mädchen, Herrn van Verloops Tochter, blieben auf Deck, auch ich hielt mich oben. Die frische Luft bewahrt mich vor Seekrankheit. Es war herrlich, die schaumgekrönten Wogen heranrollen zu sehen. Nachmittags verschlimmerte sich der Sturm. Das Achsen des Schiffes mischte sich mit dem entsetzlichen Lärm des zerbrechenden Geschirrs. Von Zeit zu Zeit erschien ein Steward und schüttete einen Eimer Scherben über Bord. Beim Thee rutschten Teller, Schüsseln, alles unter fürchterlichem Krachen, von den Tischen. Ein holländischer runder Käse hüpfte ebenfalls hinunter. Ein

Doktor, der auch unter den wenigen Aufgebliebenen war, lief ihm nach, schwankend und stolpernd, bei dem furchtbaren Wiegen des Schiffes; jedesmal, wenn er dem entlaufenen Käse nahe genug war, daß er die Hand danach ausstreckte, rollte das Schiff, und der Käse entwischte von neuem, so machte er die Runde durch den ganzen Salon. Ich brach trotz meines miserablen Befindens in ein lautes Lachen aus. Ein neuer verzweifelter Griff bei heftigem Stolpern, und triumphierend brachte der Doktor den Flüchtling zurück.

Der Sturm raste fort. Welle auf Welle brach sich über dem schwankenden Fahrzeug, welches, wie man sagt, „schöpfte“, d. h. mit der einen Seite sich so tief neigte, daß es Wasser aufnahm, welches dann beim Rollen auf die andere Seite zischend über Deck lief. Ich hatte mir am Nachmittage eine ziemlich geschützte Stelle hinter dem hochaufgebauten Salon gesucht. Da kam die kleine Holländerin: „Mademoiselle venez à l'autre côté, c'est si beau.“ Ich ging mit dem Kinde, das, da Eltern, Erzieherin und Mädchen krank in der Kabine lagen, aufsichtslos auf dem fürchterlich rollenden Schiff herumspielte. Auf der anderen Seite angekommen, packte uns der Sturm, warf das Kind in die offene Thür des Salons, mich aufs Knie. Ich klammerte mich an einem um den Salon laufenden runden Holzstab fest an, und nun brach Welle auf Welle über mich. Ich durfte mich wohl eine Stunde lang nicht rühren, sonst wäre ich von Deck gespült. Endlich trat eine Stille ein, und ich konnte mich, gänzlich durchnäßt und triefend, in den Salon retten, wo Miers, die kleine Holländerin, still in einen Winkel geduckt saß. Selbst ihr kleines, unverzagtes Herz war ein wenig bang geworden. Ein englischer Geistlicher von der Hochkirche, der auch hier ist, stand und schaute in den wilden Sturm, in die hochgehenden, zischenden Wogen, in denen sich ein Regenbogen nach dem andern bildete, um mit dem Wasserschaum zu zerstäuben. Das gefiel mir von ihm, so wenig sympathisch mich sein hochmütiges Wesen sonst berührt. In der Nacht wurde der Sturm viel schlimmer, das Schiff krachte und ächzte, man mußte sich fest anklammern, um nicht aus dem Bette geschleudert zu werden. Das Wasser lief in den Salon, kam klatschend die Treppe herunter und drang in unsere Kabine, deren Fußboden überflutet wurde. Die Kleidungsstücke flogen von den Haken und wurden mit Seewasser durchtränkt, welches häßliche rote und graue Flecke zurückläßt. Früh um 4 Uhr klopfte der Hauptsteward an. „Well ladies, how are you getting on?“ „All right“ war die herzliche Antwort. Miß Spen, meine Kabinengenossin, ertrug die Situation mit mindestens ebensoviel Mut als ich.

4. Dezember 1890.

Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist.

Hente schon früh auf. Der Sturm hat sich gelegt. Wir standen auf dem klatschnassen Deck und schauten aus nach Madeira, welches bald in Sicht kommen sollte. Da stieg eine Insel aus den Wogen auf, die in dem herrlichen Morgenlichte und vom Reflex der Wogen wie durchsichtiges grünlisches Glas erschien. Während ich diese märchenhaften Krytallberge betrachtete, rief man auf der anderen Seite: „Dort ist Madeira!“ Schnell lief ich hinüber und sah nun Madeiras herrlich grüne Berge. Ein Regenbogen stand gerade davor, mit beiden Enden ins Meer tauchend und so einen Rahmen bildend für das entzückende Gemälde. Auf den dunkelblauen, noch bewegten Wellen tanzten weiß und grüne Boote, mit weißgekleideten

Ruderern besetzt, die jedesmal in schillernder Farbenpracht erglöhnten, wenn sie durch den Regenbogen fuhren. Madeira besteht aus hohen, felsigen, grün bewachsenen Bergen und hat kleine weiße Häuser, rote und weiße Kastele und sieht sehr malerisch aus. Mit einem jungen Missionsehepaar von der Brüdergemeine fuhr ich hinüber. Kleine Boote brachten uns ans Land; sie glitten hinauf im Schaum auf den glatten Kieseln des Strandes. Man muß seine Gelegenheit gut ersehen, um ans Land zu springen, gerade wenn die Welle das Boot hinangetragen hat, sonst könnte man leicht bis ans Knie ins Wasser kommen. Wunderschön war die Stadt Funchal, die Häuser villenartig. Große Platanenalleen beschatteten die Straßen, vor jedem Hause blühten prächtige Oleander und anderes blühende Gesträuch. Viele Bettler, Arme, Lahme, Krüppel, Blinde, drängten sich an uns heran, streckten die Hände aus und riefen „please, please!“ mit sanften melodischen Lauten, während die dunklen Augen flehend auf uns gerichtet waren. Viele brachten Rollen von Kupfermünzen, die sie für Silber wollten eingewechselt haben. Der gutwütige Herr Ludzuweit hatte bald seinen Tabaksbeutel voll Kupfer, wofür er seine Schillinge hergab, und sah nachher zu geringem Vergnügen, daß die meisten Pennies portugiesische Münzen waren, die er nie mehr gebrauchen konnte. Ludzuweits eilten, in ein Restaurant zu kommen, um dort zu essen, denn da sie auf dem Schiff fast nichts genießen konnten, war ihnen dies eine erwünschte Gelegenheit. Es war sehr lustig, daß niemand einander verstand. Herr Engelbrecht riß dem Wärter die Selterflasche aus der Hand und that so, als ob er daraus tränke, demselben zu gleicher Zeit einen Schilling in die Hand drückend. Er wollte damit sagen: „Bringe mir eine Flasche Bier.“ Jener jedoch verstand, es sei ein Trinkgeld, wofür er selbst eine Flasche Bier trinken sollte. So fehlte es nicht an Stoff zum Lachen. Die Straßen in Madeira sind mit glatten losen Kieseln bedeckt, auf denen man am besten in von Ochsen gezogenen Schlitten weiter kommt. Der Fruchtmarkt war überladen mit den verschiedensten Früchten; das Schreien der Anpreisenden und Kaufenden erfüllte die Luft. Ich hatte nie etwas Ähnliches gesehen. Wir gingen dann auch in die große Madeira-Weinfabrik, wo man uns gratis ein Glas zu trinken anbot. Überall standen Kinder und alte Frauen mit prächtigen Bouquets von weißen Rosen, Keseda, Weilschen und Kamellen, mit denen beladen unsere Gesellschaft an Bord des Dampfers zurückkehrte. Hier hatte sich ein reges Leben entfaltet. Das Deck war in einen Marktplatz umgewandelt, wo Bilder, Stickerien, Korbwaren und Früchte verkauft wurden. Die armen Madeira-Leute haben ihren hauptsächlichsten Verdienst von durchfahrenden Schiffen. Ich kaufte auch einen Korbstuhl für 3 Schilling 6 Pence. Auf Deck stehend, sahen wir die madeirischen Knaben in die durchsichtige blaue Flut tauchen, um die ihnen zugeworfenen Münzen im Munde aus der Tiefe heraufzubringen. „Please lady silver — no copper“ riefen sie immer wieder mit dem ihnen eigentümlichen flehenden Accent. Als aber das letzte 3 Pence-Stück (kleine Silbermünze) ins Wasser geflogen war, holten sie auch Pennies.

Schon schwanke das Schiff wieder auf hoher See, als die letzten Verkäufer mit den Resten der Ware es verließen und der Schwarm junger Taucher, die ein Stück hinterdrein geschwommen waren, den Rückweg durch den blauen Krystall einschlugen. Über Madeira, das wir jetzt von anderer Seite sahen, leuchtete wieder der Regenbogen im märchenhaften Glanz. Während ich, auf dem Hinterdeck stehend, Madeira untertauchen sah in der rosigen

Blut, gesellte sich ein Herr zu mir, der sich die größte Mühe gab, mir zu beweisen, daß mein Gehen nach Afrika die größte Thorheit sei, daß jedes Bemühen, auf die Herzen der Eingeborenen einzuwirken, vergeblich sei. Dies alles, das ich schon oft hatte hören müssen, glitt an mir ab, wie Tau vom Rohblatt.

4. Dezember 1890 (Barbara).

Er giebt den Müden Kraft und Stärke den Unvermögenden.

Heute früh sahen wir die Kanarischen Inseln: Weiße Häuser, grüner Strand, hohe Berge. Beim Frühstück waren heute viele Menschen, lebhafte Unterhaltung. Ich hielt wieder zum Missionspaare von der Brüdergemeinde. Wir gingen dann zum Morgengebet in die erste Klasse. Doch es gefiel mir wenig. Der vollbärtige englische Prediger hielt es. Er verachtet alle, die zweiter Klasse fahren, auch der Wesleyaner spricht nicht mehr mit mir. Der Unterschied zwischen erster und zweiter Klasse macht sich immer mehr bemerkbar. Oft wenn ich die beiden Decke ansehe, fällt mir das Wort ein: „Zwischen uns und euch ist eine große Kluft befestigt“. Es ist doch seltsam, daß Menschen, nur weil sie ein paar Pfund mehr zahlen, so verächtlich auf die anderen herabblicken, die ebensogut ladies and gentlemen sind wie sie. Nachmittags gründeten wir auf Deck eine deutsch-holländische Kompagnie. Es war sehr gemütlich: Der Missionar, seine Frau, der „Herr Deutscher“ ein Görlitzer, der die ersten Tage schrecklich seekrank war, die beiden Holländer und ich. Wir studierten etwas Sprachen und lasen die Zeitung des Schiffs „The chronicle of the Tartar“, die Herr Moody, ein Redakteur, der nach Queenstown geht, geschrieben hatte, sie kam alle zwei Tage heraus. Er erzählte darin den Fall, daß der rotbärtige englische Prediger, als wir in Lissabon anlegten, einigen Passagieren der zweiten Klasse verweigern wollte, in ein Boot einzutreten, weil Passagiere erster Klasse darin saßen. Dies setzte böses Blut. Abends saßen wir noch lange bei herrlichem Mondenschein auf Deck und spielten Gesellschaftsspiele.

5. Dezember 1890.

Abends zeigte Mr. Cartwright, ein reicher Herr aus Kapstadt, Bilder aus Südafrika mit der laterna magica und erzählte lustige und lehrreiche Geschichten dazu.

6. Dezember (Nikolaus).

Es kommt mir sehr sonderbar vor, daß es im Dezember so heiß ist. 19 Grad R im Schatten. Wir haben ein schönes Sonnenzelt bekommen, worunter es sich sehr gut sitzt. Wir schreiben, lesen und arbeiten dort, finden jedoch alle, daß die stete Bewegung des Schiffs, das unaufhörliche Rauschen der Wellen und die starke Seeluft träge macht. Die fleißige Frau Ludzuweit hat auch erst ein kleines Stückchen des Strumpfes fertig, an dem sie für ihren Mann zu Weihnachten strickt. Mein Shawl für mein Mütterchen nimmt auch nicht recht zu. Abends war Konzert im riesig großen Saal der ersten Klasse, alle Damen waren in Gesellschaftstoilette, meist in Weiß. Durch die offenen Fenster rauschte die See in die Musik hinein. Der „Mexico“, das größte Schiff der Union-Linie, dampfte stattlich an uns vorüber, die Schiffe grüßten sich mit roten und grünen Feuerkugeln. Am Nachmittage war auf dem Schiffe Feuerlärm, der zur Übung von Zeit zu Zeit veranstaltet wird, unwissenden Passagieren oft zum großen Schrecken. Wir sind jetzt in die heiße Zone eingetreten.

Siehe, dein König kommt.

7. Dezember (2. Advent).

Der Kapitän hielt wie gewöhnlich Gottesdienst. Es macht einen eigenen feierlichen Eindruck, das heilige, ewig beständige Wort zu hören auf dem schaukelnden Schiff, beim Brausen der Wellen des Atlantischen Ozeans. Lieblich klangen die englischen Hymnen, wozu eine Dame auf dem Harmonium vortrefflich spielte. Eine Predigt wurde nicht gelesen. Lang und monoton war der Nachmittag, ich sehnte mich nach meinen Armen, die ich zu Hause sonst um diese Zeit besuchte, und gedachte ihrer im Gebet.

Montag, 8. Dezember.

Ein heißer Regen strömt heute vom Himmel, immer heftiger und heftiger, noch wollte ich nicht nachgeben und blieb auf Deck, wurde aber endlich durch einen Wirbelsturm gezwungen, hinabzugehen. Die Hitze und drückende Luft werden mir schwer zu tragen, ich fühle mich recht krank. Abends wieder wohl auf; wir spielten: Thaler, Thaler, du mußt wandern, Ringlein suchen u. s. w., wobei es sehr lustig zuging.

Laß mich frühe suchen deine Gnade.

9. Dezember 1890.

Heute passieren wir die Linie! Zur Feier dieses Ereignisses hatte der Kapitän einen Ball angefangt, und fast alle Passagiere brachten den Tag zu mit Vorbereitungen zu demselben. Ein Piano wurde auf unser Deck geschleppt und dort fest geschraubt. Das ganze Deck wurde mit Fahnen aller Farben und elektrischen bunten Lampen reizend dekoriert. Abends erschien dann alles im buntesten Schmuck. Auf schwankendem Deck tanzte die muntere Gesellschaft beim lustigen Klange der Walzer und Polkas über einem Abgrunde, so recht ein Bild des Weltlebens, ich wandte meine Augen nach außen, wo still und feierlich der silberne Mond seine Strahlen auf die dunkelblau schimmernde Flut warf. Zitternd breiteten sie sich weiter und weiter aus und schienen schwankend von Welle zu Welle in die Tiefe des Meeres zu klettern. „Die Stimme des Allmächtigen ist auf den großen Wassern“ fiel mir dabei ein.

10—14. Dezember 1890.

Das Leben an Bord ging so weiter, im Grunde recht unbefriedigend. Man macht Bekanntschaften ohne den Gedanken, sie fortzusetzen. Das müßige Leben, das zuerst unterhält, wird nach und nach ermüdend. Wenn wir an den Abenden saßen und Adventslieder sangen, wenn das Meer sanft dazu erbrauste, die Sterne klar und groß auf uns herabschienen, und wunderbare elektrische Funken auf den schwarzblauen Wogen tanzten, dann war es herrlich, dann jauchzte das Herz dem Schöpfer aller Dinge und kehrte sich verlangend hin zum neuerwählten, doch längst gewollten Missionsberuf. Eines Abends rief ein Herr „the southern cross“ und klonn eilig den Mast ein Stückchen hinauf. Ich folgte mit dem Blick den weisenden Händen und sah allerdings ein Kreuzbild von Sternen über mir stehen, doch entsprach es so wenig dem glanzvollen Bilde, das ich mir davon gemacht, daß ich stillschweigend annahm, ich irre mich. Nachher bat ich einen Steward, mir das Kreuz des Südens zu zeigen, doch es war dasselbe, das ich schon mit einiger Enttäuschung erblickt hatte. Dennoch war es mir ein geeignetes Gefühl, nun in einer neuen Welt, unter neuem Himmel zu segeln.

15. Dezember 1890.

Heute große Wirtschafft. Es findet ein Maskenball statt. Alle Koffer werden aus dem unteren Raume heraufgeholt, damit jeder sein Kostüm

bekommen kann. Eine junge verheiratete Frau mußte sehen, wie ihr Blechkoffer, der heraufgezogen wurde, zerbrach, und ihre niedlichen Hütchen und Mantillen zerknittert in den Schiffsraum hinabfielen, dies machte sie so krank, daß sie zu Bett ging und an dem Tage nicht mehr erschien. Abends tanzte die kostümierte Gesellschaft lustig. Da sah man einen Mohren, einen Türken, ein Baby, einen Koch mit großer weißer Schürze, einen englischen Richter mit Perücke, eine Königin der Nacht, eine Zigeunerin, ein ganzes Spiel Karten, eine Dame als Herr und einen Herrn als Dame in buntem Wirbel vorüberjagen. Unter allen sprang ein Gorilla herum; Mr. Barton, der Spaßmacher des Schiffes, hat sich als solcher verkleidet. Um 12 Uhr nachts fand ein vergnügtes Souper statt, wobei der Kapitän, als der Arrangeur aller dieser Vergnügungen, hochgepriesen und mit Hurrahrufen begrüßt wurde.

18. Dezember 1890.

Nun, Herr, bringe mich in das Land, davon du mir geredet hast.

Heute früh hieß es: wir werden um 5 Uhr Nachmittags landen; ob ich noch heute an Land gehe oder nicht, hängt von Umständen ab. O Gott, der du uns bis hierher gebracht hast, hilf auch weiter nach deiner großen Gnade und Barmherzigkeit. Laß mein Werk dort wohl vollbracht werden, o Herr, nicht mein, sondern dein Werk. Laß auch hier auf dem Schiff ein Wort zu deiner Ehre geredet sein. Ich bin dein, du weißt es, mein Gott, und niemand kann mich aus deiner Hand reißen. Laß das neue Land, das ich betrete, ein Land des Segens und Friedens für mich sein! In Christo Jesu.

Schon um 1 Uhr sahen wir Land, eine lange Reihe von Bergen, die sich in den blauen Ozean hinstrecken. Viele Passagiere, besonders Ludzuweits, freuten sich sehr, Land zu sehen. Wir fuhren an Robben-Inland mit Leuchtturm und weißen Häusern vorbei. Dann tauchte um 3 Uhr der Tafelberg auf, aber es lag eine weiße Wolke darauf, was die dortigen Bewohner „the tablecloth is on“ nennen. Um das Schiff herum und weiter hinaus war alles lebendig von Vögeln und Fischen. Schon vorher hatte ich fliegende Fische gesehen, die wie Scharen weißer Tauben aus der blauen Flut emporflattern, um, im Halbkreise aufsteigend, wieder darin zu verschwinden. Sie sind nicht größer, als große Schwalben, scheint es mir. Große Stücke roten Seegrases, wie Schlangen, schwammen vorüber, ein Seepferd hob sich aus dem Wasser, ein Albatros flog hoch empor. Zahllose Seemöwen, die dunkle sogenannte „cape devil“, die schwarzes Fleisch und schwarze Knochen haben soll. Wer zählt die Schwärme, nennt die Namen, die hier im Golf zusammen kamen? Inzwischen kam näher und immer näher der gewaltige Tafelberg, von einer Wolke umhüllt; an seine Füße schmiegt sich die Stadt mit ihren flachen weißen Häusern. Ein Dampfer begegnet uns, er eilt der teuren Heimat zu, ein Boot wird herabgelassen, das unsere Briefe hinüberträgt, ich sehe das Paket in der Luft schwanke, wie es an Bord gezogen wird — seid begrüßt viel tausendmal — der Brief an mein Mütterchen wird sie nun schnell erreichen und ihr liebend Herz wegen meiner Ankunft beruhigen. Jetzt hält unser Schiff; ein merkwürdiges Gefühl nach dem wochenlangen Bewegen und Schwanken. Viele Boote kommen und holen die Passagiere an Land. Ich bleibe noch mit vielen anderen. Wir hören Kunde ullen, ja eine Uhr am Lande schlagen, das alles klingt dem entwöhnten Ohr merkwürdig wunderbar.

Den folgenden Morgen ging ich mit Ludzuweits an Land — ein eigenes Gefühl überkam mich, als ich auf der schwankenden Landungsbrücke stand. Ich schickte mein Herz im Gebet empor, als ich den Fuß an den ersehnten Strand setzte. Dann begab ich mich zu Herrn Ritter, der freundlich die Agentur für unsere Mission in Kapstadt übernommen hat. Er beförderte mich, nachdem er mir liebe Willkommensbriefe aus Bethanien überreicht hatte, ins Hotel, wo ich gut untergebracht war. Nachmittags sah ich mir die fremde Stadt an, kehrte noch einmal aufs Schiff zurück, nahm Abschied von den Bekannten, besonders von den lieben englischen Kindern, mit denen ich so viel gespielt, und nahm auch Abschied vom geliebten Meer.

19. Dezember 1890.

Stieg um 5 Uhr mit wenigen Reisegefährten auf den Tafelberg, was sehr schwierig war. In der Mitte der Bergmasse wohnt sehr malerisch ein deutscher Förster, der mich die letzten 1200 Fuß, die am schwierigsten zu erklettern sind, fast hinaufzog. Herrliche Blumen, prachtvolle Silberbäume, blühende Rhododendren wachsen hier, ganze Strecken von Pälargonien, Sedum, Crifen, Gladiolen und viele andere mir unbekannte Pflanzen, die wir mühsam im Garten ziehen, wachsen hier wild und lachten uns an mit ihrer Farbenpracht. An einem gefährlichen Spalt vorüber, der 400 Fuß tief vor uns gähnte, führte mich sorgfältig der Förster. Endlich oben angelangt, belohnte herrliche Aussicht die Mühen. Hier unten, zusammengezogen zum kleinen Bilde, lag ruhig die lachende Tafelbai in vollkommener Rundung. Wie weiße Pünktchen standen unbeweglich die Segelschiffe auf ihr. Nach der anderen Seite hin dehnte sich der weißlich sandige Strand des sogen. südlichen Ozeans, und weit hinaus sprang das Kap der guten Hoffnung, in blauer Ferne verschwimmend. Landeinwärts sah es aus wie ein Garten. Man sah all die grünenden reizenden Vororte von Kapstadt Seapoint — Wynberg — Simonsstadt u. s. w. Mir schwindelte fast, als ich so am Rande der gewaltigen Tafel stand und die schroffe Seite des Berges 1082 Meter hinunterschaute. Dann begann der Abstieg. In des Försters Häuschen erquickte uns ein guter Thee, er schenkte uns noch allerhand getrocknete Blumen von der berühmten Flora des Tafelberges. Dann ging's in der glühenden Hitze weiter, einen bequemeren Weg hinab. Doch vom Fuße des Berges muhten wir noch 8 englische Meilen zu Fuß machen, die ich wie im Fiebertraum zurücklegte, endlich gelangten wir zur Bahnstation, und so eilten wir nach Kapstadt zurück. Einen Tag hatte ich nur noch zum Ausruhen, dann ging's in das unbekannte Innere auf der Eisenbahn, die kürzlich bis nahe zu meinem Bestimmungsort Bethanien weitergebaut worden war. Kurz vor dem lieben Weihnachtsfeste, am 22. Dezember, abends 10¹/₂ Uhr, kam ich dort an, Gott dankend, der mir so gnädig über den Weg geholfen hatte.

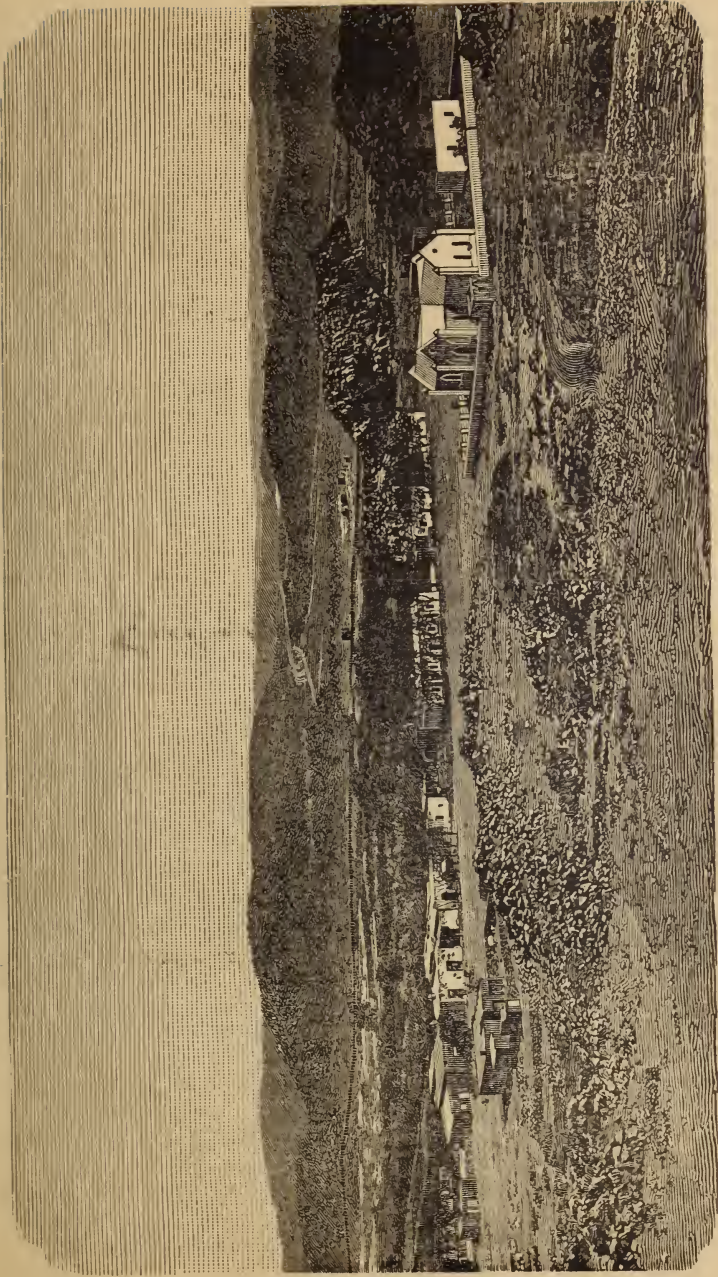
2. Ein Weihnachten in Bethanien.

Am 22. Dezember abends war ich angekommen an meinem neuen Bestimmungsorte, wo ich nun nach meinem heißen Herzenswunsch teilnehmen sollte an dem heiligen Werk der Mission. Bethanien, eine blühende Station, liegt wie hingeworfen in steinige unbebaute Gegend. Es glich meinem reise-müden Auge einer Oase in der Wüste. Zwei Missionare, Herr Superintendent Grünner und Herr Missionar Sandrock, wohnen hier mit ihren

Familien, und sie haben viel zur Verschönerung der Station gethan, die schon über 50 Jahre besteht. Wunderschöne Gärten schmücken den Platz. Pflirsiche, Aprikosen, Äpfel, Birnen, Trauben und Feigen gedeihen in paradiesischer Uppigkeit, und wenn ich auch enttäuscht war, nicht Apfelsinen und Bananen von den Bäumen pflücken zu können, denn die hohe Lage Bethaniens läßt diese Früchte des Südens nicht gedeihen, so muß ich doch sagen, daß es mir fremdländisch genug vorkam, am ersten Weihnachtstag auf grünem Rasen zu sitzen, um vor der Schwüle unter den Aprikosen Kühlung zu suchen, und die Früchte mir vom Boden aufzulesen oder vielmehr aus der Hand freundlicher Missionarskinder zu empfangen. Wie blühten und dufteten auch die Rosen in süßer Glut und mahnten an die Weihnachtsrose, die entsprungen aus einer Wurzel zart. — Doch flog ein liebender Gedanke zu der weißen klaren stillen Blüte, die im fernen Deutschland sich durch den Schnee drängt und, feuchten Auges zu den kalten Sternen aufschauend, diesen Namen trägt.

Doch ich wollte ja das Weihnachtsfest in Bethanien beschreiben. Freundlich, ja über alles Erwarten lieb und gut, wurde ich, die Fremde, im Kreise der brüderlich und schvesterlich verbundenen Missionarsfamilien aufgenommen. Alles war aufs beste auf meinen Empfang vorbereitet, so daß ich, die ich halb und halb afrikanische Wildheit erwartet hatte, mich erfreut in dem mir bestimmten freundlichen Zimmer umjah. Und wenn hie und da auf der langen Reise ein banger Gedanke wegen all der Fremden, unter denen ich nun leben sollte, mein Herz durchflogen hatte, so waren solche Gedanken schnell zerstreut. Nur zu gnädig und gütig hatte mich der treue Herr wieder geführt, und: „Der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet“ klang es mir durch die Seele.

Am ersten Morgen schien ein glänzender Tag mir ins Zimmer, und, aus meinem Fenster blickend, sah ich, durch einen breiten grünen Platz von dem Hause getrennt, das hübsche Kirchlein von Bethanien liegen. Wie ein Friedensgruß war mir dieser Anblick, und noch immer, wenn die scheidende Sonne mit beherrschender Vorliebe das liebliche Gebäude bescheint und es noch einmal verklärend bestrahlt, ist es mir ein lieber, schöner Anblick. Rings ist die Kirche von schönen, grünen Bäumen umgeben und nebst der Farbigen-Schule von einem zierlichen Statete umhegt. Außerdem besteht Bethanien aus vier Hauptgebäuden, dem Hause des Herrn Superintendenten, dem des Missionars Herrn Sandrock, dann dem Baden, in dem auch eine liebe, der Mission nahe verbundene Familie wohnt, deren Kinder meine Schule mit besuchen, und einem andern Wohnhause, das zu verschiedenen Zwecken benutzt wird. Dieses Gebäude liegt den andern schräg gegenüber, unmittelbar am Fuße eines niedrigen Berges, des Wolvestop (Wolfskopf), der aus Steinbrocken bestehend, sich dicht bei Bethanien erhebt. Rings herum liegen dann einige Kaffernhütten. Die meisten Gemeindeglieder wohnen weit zerstreut über das wohl mehr als eine deutsche Quadratmeile messende Gebiet der Station. Sie wohnen in größeren und kleineren Gemeinschaften in ihren Kraalen (Steinmauern, welche bienentorbähnliche Hütten umgeben.) Mit Interesse sah ich, wie dann und wann ein Kaffer in maleischem Kostüm, großem Hut und flatternder Jacke auf schnellem Pferde vorüberjagte. Die Pferde der Station, auch die, welche mich gestern abend so wild und stoßweise von der Station hierhergebracht, weideten indessen friedlich auf dem grasbewachsenen Platz zwischen den Gebäuden. Sie ent-



Arthautien.

fernen sich nie weit und kommen abends von selbst in ihre Ställe zurück. Diesen Tag benutzte ich, um die sehr liebenswürdigen Familien der Missionare kennen zu lernen, Garten, Kirche und nächste Umgebung anzusehn, welche mir freundlich von einem Fräulein Grünner, einem frischen, lieblichen Mädchen von achtzehn Jahren, und später von Herrn Missionar Sandrock gezeigt wurden. In der Familie des letzteren sollte hauptsächlich mein neues Heim sein, da fünf seiner acht Kinder meine Schule besuchen. Ihm war vor acht Tagen ein Töchterchen geboren, so war ich vorläufig bei Superintendent Grünners, die sehr lieb und gut zu mir waren und mir so über das Schwere eines Anfangs im fremden Lande hinweghelfen. Schön war es, wie die liebe Jugend mir am Morgen einige sehr hübsch eingeübte Lieder sang. „So nimm denn meine Hände“, von hellen Kinderstimmchen gesungen, klang mir wie eine liebe Verheißung. Ja, Er, der mich hierhergeführt und mich wunderbar geleitet, wird auch ferner mein Schutz und Beistand sein.

Am folgenden Morgen, den 24. Dezember, erwachte ich vom Singen bekannter, lieber Weihnachtslieder, und hinausschauend sah ich die Töchter des Herrn Grünner beschäftigt, einen Weihnachtsbaum zu machen, und dabei sangen sie mit ihren hellen Stimmen ein Lied ums andere. Ja hier in Afrika macht man den Weihnachtsbaum. Man geht nicht in den feierlichen, stillen Winterwald und sucht sich eine hübsche beschneite Tanne aus, sondern man verfertigt ein Gestell, welches eigentlich nur aus einem Brettchen besteht, in dem ein Stab aufrecht befestigt ist. Dieser Stab ist mit Lössern versehen, in die man nun die aus stacheligen dunkelgrünen Zweigen um ein Stöckchen gewundenen Äste steckt. Wenn der Baum fertig ist, so muß ich gestehen, daß er unserm Tannenbaum so ähnlich sieht, als man es von einem afrikanischen fabrizierten Baum nur verlangen kann, ja noch ähnlicher. Nun behängt man ihn mit selbstgebackenem Kuchen und — o Prosa — mit in Berlin gekauftem Zuckerwerk und anderm Baum schmuck.

Nachdem ich mir diesen Wunderbaum schweigend eine Zeitlang betrachtet, holte ich mir eine riesige Schürze, um bei Sandrock's selbst behülflich zu sein, einen solchen zu machen. Zum Glück bekam ich thätige Mitwirkung in den kunstgeübten Händen des Bruders von Frau Sandrock, sonst hätten die Kinder und ich wohl glänzend Fiasko gemacht. Die plaudernde, lachende, singende Kinderchar, die bis zu dem 1½-jährigen blonden Mädchen hinunter den entstehenden Baum umschwirrte, machen das liebeliche Weihnachtsbild vollständig. Für mich interessant erschienen die dunklen Dienstboten, welche leise in ihrer Weise ab und zu gingen. Auch später, als ich zum Mittagessen wieder bei Grünners war, erschien mir das dunkle Angesicht, die braunen nackten, mit Messingringen geschmückten Arme des aufwartenden Kochs oder Küchenjungen interessant und fremdländisch. Neugierig, mit glänzenden weißschimmernden Augen sahen mich diese Kinder einer glühenden Sonne an, und blickt man sie freundlich an, so öffnen sich die dicken Lippen des gedankenvollen, oft melancholischen Mundes, um zwei Reihen der glänzendsten, milchweißen, reinen Zähne zu zeigen, und das frohe Lachen, das aus den dunklen Zügen bricht, ist wahrhaft herzerquickend. O, wie pochte mein Herz in warmer Liebe diesen Menschen entgegen, für mich die ersten Repräsentanten der seit meiner Kindheit ersehnten Völker der Heiden, die durch die Mission in Seinem Lichte wandeln sollen. Diese waren ja alle schon Christen.

Nachmittags, als wir in der kleinen Kirche beschäftigt waren, einen Weihnachtsbaum für dieselbe herzustellen, was Herr Sandrock sehr gut versteht, schickte Herr Superintendent seine jüngste Tochter, um mich fragen zu lassen, ob ich mit ihm zu einem Kranken fahren wolle. Freudig stimmte ich zu, und bald saßen wir in der „Karre“. So wird der afrikanische Wagen genannt; er besteht aus zwei Sitzen, welche durch ein festes Dach von Stoff überspannt sind, mit zwei großen Rädern. Die Karren sind sehr fest und widerstehen den heftigsten Stößen, welche durch das Fahren durch die tiefen Risse, Schlotte genannt, die der Regen spült, entstehen. Solche Stöße hatte ich denn auch einige sehr gewaltige zu erleiden, und da ich noch nicht an diese Art der Beförderung gewöhnt war und nicht gehörig auswich, so kam mein noch von der langen Reise schmerzender Kopf in sehr unsanfte Berührung mit den Karrenwänden. Durch die einfache Landschaft rollten wir dahin. Der Graswuchs war frisch und üppig. Die kantigen, eigentümlichen Hügel hoben sich schroff gegen den sich umwolkenden Horizont. Swartpoort, unser Bestimmungsort, besteht aus einigen Hütten der Schwarzen. In einer derselben lag ein kranker Knabe, dessen Vater uns mit ehrerbietigem Gruße entgegentrat. Mit einem eigenen Gefühl der Erwartung und der Freude trat ich in die niedere Hütte, in die man, ohne sich tief zu bücken, nicht hineinkam. Auf einem Lager von Schaffellen lag der kranke Knabe. Sein Name ist Markus. Fiebernd und fast ängstlich schauten die dunklen Augen umher. Die betrübte Mutter kauerte ihm gegenüber, ein kleines Kind im Arm. Der Missionar sprach freundlich zu den Leuten in ihrer Sprache, die er sehr geläufig spricht und die weich und wohlklingend ist. Er schenkte dem Kranken einige Früchte und betete dann herzlich mit uns allen. O, ich hätte so gern dem Kranken ein Wort gesagt, aber noch stand wie eine Mauer meine Unkenntnis der Sprache zwischen ihm und mir. Als die andern die Hütte verlassen hatten, konnte ich es mir nicht versagen, ihm den Namen zu nennen, der in allen Sprachen und Zungen bekannt und derselbe ist. Der Kranke sah auf mich und dann nach oben. Nun verließ auch ich die Hütte, und wir traten den Heimweg an. Indem wir fuhren, sah man von fern und nah die Kinder der Farbigen in bunten Kleidern der Station zuströmen, um dort der Versicherung beizuwohnen. Herr Superintendent ließ halten und nahm einige der kleinsten Mädchen mit in seinen Wagen auf. Sehr glücklich schauten die dunklen Gesichtchen aus, als sie nun so bequem und schnell dahinfuhren.

Dicht gedrängt voll Erwachsener und Kinder war nun die Kirche am Abend. Der Weihnachtsbaum strahlte im Kerzenglanz, und viele hundert Augen waren voll Erwartung auf ihn gerichtet. Seine Lichter strahlten wieder in diesen glücklichen Augen, und tief gerührt mußte ich daran denken, wie doch vor noch nicht allzulanger Zeit kein Weihnachtsbaum hier gestrahlt, und wie damals das Wort, das jetzt einfach in den schönen Verheißungen durch die Kirche tönte, hier noch nicht gehört wurde, als die Leute hier noch im finsternen Heidentum lebten und ihre Augen von Bosheit und Blutgier leuchteten. Doch der Herr gab das Wort, und seine Jünger zogen aus, und das „Mache dich auf, werde Licht“ war jetzt gefolgt von dem herrlichen: „Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht.“ — Nachdem die Kinder das Wort gehört und viele liebliche Weihnachtslieder in ihrer Sprache oder auch auf holländisch gesungen, durften sie hinzutreten zu den mit süßen

Broten gefüllten Körben, aus denen der Missionar ihnen austeilte. — Nun öffnete sich die Thür, die Regenwolken waren verschwunden. Gold und Purpur färbten den Himmel, und von neuem überrascht, schaute ich in den sommerlichen warmen Abend hinaus. Über das Kirchlein aber spannte sich zum Zeichen des Bundes voll und glänzend der Friedensbogen.

Der Missionar in Afrika ist nicht allein Prediger des Wortes, sondern es liegen ihm viele andere Pflichten ob, so daß er sich seiner Familie oft wenig widmen kann, wovon ich noch an diesem Abend ein Beispiel erlebte. Herr Missionar Sandroß ist außerdem, daß er Prediger und Lehrer in der großen Schule ist, auch noch Landwirt und Friedensrichter. Es war alles für die sieben Kindlein zur Bescherung zubereitet. Die Frau des Missionars war auch aufgestanden, um an der Feier teilzunehmen. Der Baum ward angezündet, und eben begann der Bruder der Frau Sandroß auf dem hübschen Piano ein Weihnachtslied zu spielen, als ein Bote hereinkam, der den Vater abrief; es sei ein Streit zwischen einem betrunkenen Schmied und einem Farbigen ausgebrochen und er müsse kommen, um seines Amtes zu walten. Sofort verließ er seine Familie, und geduldig nahm Frau Sandroß eins der Kinder auf den Schoß, um zu warten; ein anderes saß mir, ein drittes einem franken jungen Mann, der hier in der Schule unterrichtet hatte, auf den Knien. So warteten wir wohl dreiviertel Stunden. Die Lichter des Baumes waren tief herabgebrannt, die Kleinen schliefen halb, als Herr Sandroß endlich wiederkam. Er hatte den Schulbigen eingesperrt und konnte nun erst seinen Kindern die Gaben geben und sich an ihrer Freude erfreuen. Inzwischen hatten sich von den benachbarten Plätzen allerlei Gäste eingefunden, die eine deutsche Weihnachtsfeier sehen wollten und die ungestört und ungebeten durch die offenen Thüren eindringen und sich neugierig alles betrachteten. Ich empfand das im Rahmen der Familie als eine Störung, doch diese selbst trug mit liebenswürdiger Geduld eine Sitte, die wahrscheinlich afrikanisch ist. Es waren übrigens hübsche kleine englische Mädchen dabei, deren Geplauder in der mir so lieben Sprache mich ergözte. Als die Kinder des Hauses ihre Weihnachtsprüchlein gesagt, erhielten sie endlich ihre Gaben, die sie mit Jubel entgegennahmen. Auch ich war mit hübschen, sinnigen Sachen bedacht. Ein holländisches Gesangbuch, die Lofungen der Brüdergemeine, ein Liederbuch in der hier herrschenden Kaffersprache, dem Setschuana, — alles Hinweise auf mein künftiges Werk hier. Sehr erfreute mich auch ein Körbchen, von den Eingeborenen aus Schilf zierlich geflochten.

Nun gingen wir alle hinaus in die warme Sternennacht, um auch in den beiden anderen Missionarsfamilien die schön geschmückten Weihnachtstische zu bewundern. Es war ein Hin und Her, ein freudiges Teilnehmen an der Freude anderer, eine herzliche Gemeinschaft, die an das Zusammenleben der ersten Christen erinnerte. Auch uns drei Fremdlingen, dem schon erwähnten franken jungen Manne, einer deutschen Lehrerin aus Smithfield und mir, war es vergönnt, ganz an der Christfreude teilzunehmen. So hast du auch hier, Herr, an den Enden der Erde das Licht angezündet, das alle Welt erleuchtet. — Möchte es doch auch bald im Herzen Afrikas heißen: Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die, so da wohnen im finstern Lande, scheint es helle. —

Nun war erster Weihnachtsfeiertag, und die festliche Station wimmelte von Schwarzen in ihren hellen Sommerkleidern, die an solchen Tagen frisch

und bunt genug erscheinen, ja denen eine gewisse Eleganz nicht abgeht. Sie und da sah man einen roten oder cremefarbenen Sonnenschirm, nur keine Hüte. Diese, höre ich, findet die Eingeborene lächerlich. Sie wickelt sich ihr buntes baumwollenes Tuch malerisch um das kurze Lockenhaar. Männer jedoch tragen Hüte und Mützen. — Heute war noch eine besondere Feier in Aussicht: 16 Eingeborene sollten getauft werden — die meisten junge Leute, einige Alte darunter. Mit der Taufe nehmen es die Missionare in Afrika durchaus nicht leicht. Sie geben nicht soviel darum, große Zahlen aufzuführen. Es soll den Eingeborenen ein heiliges Vorrecht bleiben, getauft zu werden; und sorgfältig werden sie darauf vorbereitet. Meistens dauert der Katechumenenunterricht ein Jahr, manchmal zwei. Die meisten sind schon vorher in der Farbigen-Schule mit den Grundelementen des Christentums bekannt geworden. Es werden auch Kindertaufen bei den Kindern christlicher Eltern vorgenommen.

Nun läuteten die Glocken, und eine Gemeinde von mehreren Hunderten, von denen die meisten von fernher gefahren, geritten oder gegangen waren, füllten die hübsche Kreuzkirche. Ein Chor von den Farbigen, von einem Fr. Grünauer und Herrn Superintendent aufs trefflichste eingeübt, sangen das Weihnachtsevangelium vierstimmig, eine Leistung, die in unseren Dorfgemeinden gewiß nicht zu erreichen wäre. Die lieben bekannten Weihnachtsmelodien folgten, mit holländischem Text gesungen, dann eine schöne einfache holländische Predigt, der ich auch folgen konnte. (Die Eingeborenen lernen alle in der Schule holländisch, welche Sprache hier auch, neben der englischen, Umgangssprache ist.) Dann kam die Handlung, die mein Interesse am meisten in Anspruch nahm, die Taufe der Erwachsenen. Im Halbkreise sammelten sie sich um den Altar, die jungen Männer und Knaben in schwarzen Anzügen mit weißen Hemdkragen, die seltsam gegen das schattige Gesicht abstachen. Ebenso die Mädchen in nettgemachten schwarzen Wollkleidern, die auch von einigen selbst verfertigt waren, mit Spitze oder Krause am Hals. Große Aufmerksamkeit, feierlicher Ernst, und auf einem Antlitz tiefe Nüchternung, das war der Ausdruck, den ich wahrnahm. Die kurze, kräftige Ansprache des Geistlichen wurde erst auf Holländisch, dann auf Setschnana gehalten. Im Halbkreise umknieten die Täuflinge den blumengeschmückten Altar, und mit tiefem Ernst sprachen sie das Ja auf die Fragen, die ihnen in der Weise des Bonifacius vorgesprochen wurden: Entsagst du dem Teufel und allen seinen Wegen und allen seinen Werken 2c. Dann ging der Geistliche zu jedem einzelnen, gefolgt von dem Kirchendiener, der das Becken mit Wasser trug, und sprach, indem er die dunkle Stirn, das wollige Haar mit der geheiligten Flut berührte, den Segen in der wohlklingenden, weichen Sprache des Stammes. So waren denn wieder 16 Seelen durch die Mission der Herde zugeführt, die der Erzhirte Christus in immer größeren Scharen um sich sammelt. Ach Herr, gib doch dein Wort in großen Scharen, die in der Kraft Evangelisten sein! Ach noch ein weites, reiches Feld ist da für die Ernte im Inneren Afrikas!

7. Januar 1891. Herr Superintendent Grünauer hatte mich am Abend gefragt, ob ich mit zur Bibelstunde reiten wolle, und wie gern folgte ich dieser Aufforderung. Diese Bibelstunden, die mir als „noch recht eigentliches Missionswerk“ bezeichnet wurden, finden wöchentlich zweimal auf entfernt liegenden Kraalen statt. Unter Kraal versteht man einige zusammenliegende Kafferhütten, die von einer niederen Steinmauer umgeben sind.

Das Ziel des heutigen Mittes war Slangfontein (Schlangenquelle). Es giebt hier in der Gegend viele Namen dieser Zusammensetzung, Poortjesfontein, Koffyfontein, selbst die Hauptstadt des Oranje-Freistaats heißt Blumfontein; und unser Bethanien trug früher den Namen Seer-oog-fontein d. i. Quelle der bösen Augen, kein sehr einladender Name. Früh, bald nach fünf, saßen wir auf unsern Pferden, Herr Superintendent, seine jüngste Tochter und ich. Ich leider noch so unselbständig, daß mein Pferd am Leitseil geführt werden mußte. Herrlich ist so ein Ritt am frühen Morgen über die Hochebene. Kurzes, grünes Gras, dick betaut, bildet einen schönen Teppich für die Pferdehufe, dunkelblaue Schatten werfen die niedern kantigen Berge, der eigentümliche Zug unserer Gegend. Leise zwitschern die Vögel. Beim Aufgang der Sonne, die gelb und prächtig emporsteigt, regt sich plötzlich das Leben der Flur. Grashüpfer, Käfer, bunte Schmetterlinge flattern, kriechen und hüpfen umher. Verschiedenartige Eidechsen schlüpfen hier und dorthin oder schauen mit klugen Augen unter einem Stein hervor. Da laufen langbeinige, nette, zierliche schwarzweiße Vögel mit knappem eiligem Schritt dahin, dort fliegt eine Art Paradiesvögel auf mit langem nachwehendem Schwanz. Plötzlich steigt ein Falk empor und kreischt über unsern Häupten. Im Damm, der, künstlich angelegt, angesammeltes Wasser für die trockene Zeit enthält, steht gravitatisch auf einem Bein ein Reiher. Taucher und anderes Wassergevögel tummelt sich darauf. Plötzlich sieht man einige kleine kanguruhartige Tierchen lustige Sprünge machen, und ein Ameisenkäzchen, unserm Eichhorn ähnlich, eilt mit hoch erhobenem Schwanz über die Ebene. So ist trotz der Einfachheit die Natur hier voller Leben und Abwechslung, und vertieft man sich gar in die Pflanzenwelt, so findet man, daß trotz ihrer äußeren Unscheinbarkeit eine große Mannigfaltigkeit und Schönheit darin herrscht. Oft kommt man bei den Ritten an sogenannte Schlotte, tiefe, vom Regen nach und nach gerissene Rinne, welche manchmal eine groteske Form annehmen und die Größe und Tiefe eines Flußbettes haben. Für gewöhnlich sind sie trocken. Bei und nach Regenzeiten jedoch rauscht das Wasser in ihnen entlang, hie und da Fälle bildend, die oft malerisch genug aussehen. Da heißt es dann, durch die Schloten durchreiten, und es ist gut, daß dem Missionar Pferde zur Verfügung stehen, denn es würde sich hier wohl kein Graf von Habsburg finden, der ihn „auf sein ritterlich Pferd setzte und ihm die prächtigen Zäume reichte.“ Mutig und unverdrossen lenkt er da sein treues Roß in die Flut, nicht nur der Schlot, sondern auch des gefährlicheren Flusses, und vorsichtig steigt der afrikanische Schimmel hinein, seinen Schritt genau bemessend und suchend.

Auf dem Wege nach Slangfontein war jedoch kein Wasser zu durchreiten, und nach einiger Zeit kamen wir beim Kraale an. In der niedern Steinmauer kauerten unter freiem Himmel ungefähr zwanzig Farbige. Einige kamen herbei, um uns die Pferde abzunehmen, wie denn die Eingeborenen hier zumeist höflich und zuvorkommend sind. Für uns waren zwei Kasten, eine Art niederer Holzköffchen, zum Sitzen herbeigebracht, — der Eingeborene ist ja so glücklich, solches Luxus nicht zu bedürfen — und nun begann unter dem feierlichen Morgenhimmel die einfache Andacht. Zuerst wurde ein Lied auf Setschuana gesungen. Weich und voll klangen die Stimmen der Schwarzen, die fast durchgängig musikalisch sind. Danu lasen sie auf Aufforderung des Missionars ein Kapitel aus der Bibel vor. Die Frauen lasen auch mit. Es war heute die Geschichte des gestrigen Epiphaniastages

„die Weisen aus dem Morgenlande“. Wie das doch so ganz hier ins Fach schlug. Hier waren ja die Heiden, die in Seinem Lichte wandelten. Ich dankte Gott von Herzen und mit innerm Jubel, der mich das hatte erleben und das mit Augen sehen lassen, wohin das heiÙe Verlangen meiner Seele seit meiner Kindheit gerichtet war. — Es war auch eine alte Griqua-Frau (ein Mischstamm) unter den Betschuauen, die nicht Setschuana verstand, und ihr besonders erklärte nachher der Missionar die Geschichte auf holländisch. Er that es in so einfacher, freundlicher, dem Verständniß der Alten angemessener, naiver Weise, daß auch ich eine herzliche Freude daran hatte. Die Alte wiederholte immer die letzten Worte des zu ihr gesprochenen Satzes, gerade, wie unsere alten Bauernfrauen zu Haus es machen. Mit einem Niederwers auf Setschuana wurde geschlossen. Man führte unsere Pferde an die Steinmauer, von wo aus wir Damen sie leichter besteigen konnten, und wir kehrten auf einem andern Weg wieder in unser Heim zurück.

Eines Morgens rief mich Fräulein Grünzer, um mir einen Ochsenwagen zu zeigen, der auf der Station Halt gemacht. Es war für mich in der That ein neuer und interessanter Anblick. Sieben bis neun Paar Ochsen werden vor einen überdeckten Wagen gespannt, der unseren heimatlichen Zigeunerwagen nicht unähnlich ist. In einem solchen Gefährt befindet sich alles für ein paar Tage oder auch Wochen Notwendige: Betten, Kochgerätschaften u. s. w. Die Damen sitzen darin und machen Handarbeiten, die Kinder spielen mit ihren Puppen; abends bereitet man sich das Lager oder auch man spannt aus, legt sich in oder unter den Wagen und schläft dort süÙ, nachdem man vorher bei einem großen, im Freien angezündeten Feuer Kaffee gekocht oder auch kompaktere Speisen zubereitet hat. Will man einen jungen Afrikaner lebhaft sehen, so frage man ihn nach seinen Reisen im Ochsenwagen, und die Augen erglänzen, ein fröhliches Abenteuer nach dem andern wird erzählt. Schlecht ist es allerdings, wenn der Reisende im Wagen von einem afrikanischen Regen überrascht wird, wenn die FlüÙe anschwellen, die Wege grundlos werden. Da liegen die Wagen manchmal tagelang vor einem vollen Fluß und können nicht weiter. Reist nun die Familie mit kleinen Kindern, so kann unaussprechliche Ungemütlichkeit, auch wohl Mangel eintreten. Ich sah vor kurzem jenseits von unserem Fluß zwei solcher Ochsenwagen trostlos liegen.

Ein ganz besonderes Leben und Treiben nahm ich wahr einige Tage vor dem ersten Sonntag nach Epiphania. An diesem Tage sollte das heilige Abendmahl ausgeteilt werden. Die Missionare halten darauf, daß alle sich persönlich anmelden, und es wird mit jedem einzelnen gesprochen. Wer dann etwas auf dem Herzen hat, kann es vertrauensvoll dem Missionar sagen. Wo Streitigkeiten sind, werden sie oft geschlichtet, und man sieht wohl, wie in dieser Weise das Missionszwerk erfolgreich betrieben werden, wie der Missionar den Leuten in das Gewissen reden oder ihnen das Verständniß öffnen kann. Wie weit sie oft noch im Verständniß zurück sind, zeigt folgendes: Einige junge Mädchen traten beim Missionar ein, und er fragte sie, ob sie das heilige Abendmahl zur Vergebung der Sünden empfangen wollten. Sie sagten „Ja“. „Ihr habt also Sünde?“ fuhr er fort. „Nein“ riefen sie alle ganz entrüstet. „Nun, wozu kommt ihr dann?“ Hierauf erfolgte keine Antwort, auf erneutes Fragen ebenfalls nicht. Endlich ließ der Missionar sie allein, damit sie sich besinnen könnten. Als er wiederkam, gaben sie endlich zu, daß sie auch sündhafte Menschen seien. — Recht fremd-

ländische Bilder zeigten sich in diesen Tagen vor meinen Augen. Von fernher kamen die Schwarzen geritten, manche mit der bunten wollenen Decke, die malerisch über die Schulter geschlagen war. Die Frauen, in der Weise der Männer reitend, bringen oft ihre kleinen Kinder mit, die sie, in ein Tuch geschlungen, auf dem Rücken tragen. So saßen sie gruppenweise auf der Steinstufe vor dem Missionsgebäude, in ihrer Weise geduldig wartend, bis sie zum Sprechen vorgelassen wurden. Eine Kafferfrau wird gewiß nie ungeduldig, und wenn sie stundenlang müßig dastzt; hat sie aber ein kleines Kind zu versorgen, so ist ihr dies vollgenügende Beschäftigung, und zu Haus verlangt sie noch die Bedienung der andern. In dem Zimmer des Missionars sah ich die Farbigen an der Erde kauern. Sie würden ungern den Sitz auf einem Stuhle annehmen, und in der Schule ist ihnen, glaube ich, der größte Zwang das Sitzen auf Bänken.

Es war eine schöne Feier, als am Sonntag 250 Farbige zum heiligen Abendmahl kamen. Draußen weideten die Pferde oder sie standen in den Kraalen. Die Haltung der Gemeinde war feierlich ernst. Die unverhältnißmäßig große Zahl der Abendmahlsgäste bei 900 Einwohnern von Bethanien war mir überraschend. Das Orgelspiel der Missionarstochter war schön, der Gesang ebenfalls. Es wurden viele schöne geistliche Lieder, auch die der Brüdergemeine, gesungen. Immer wieder erneute sich der Kranz schattiger, tieferster Gesichter um den Altar. Mir war es, als drängten sie sich eifrig herzu, die Erquickung des heiligen Mahles hungrig und durstig zu empfangen. Die Predigt war über die zehn Jungfrauen, und konnte es wohl einen passenderen Text geben? Daß die Eingeborenen die Predigt mit lebhaftem Interesse angehört, geht daraus hervor, daß sie nachher Herrn Grüzner gebeten haben, ihnen das Evangelium in der Bibelstunde weiter auszulegen. Zur Feier waren auch einige benachbarte weiße Familien gekommen in ihren Karren, die nun die Gastfreundschaft der Missionarsfamilien genossen. Da denkt denn niemand an Müdigkeit. Frau und Töchter eilen in die Küche, um alles schnell und gut herzustellen, und der Missionar, der doch vom Predigen und Sprechen müde sein muß, ist der liebenswürdige, unterhaltende Wirt. Gleich nach Tisch gehts wieder in die Kirche. Die Vormittagspredigt wird dann in der Sprache der Eingeborenen noch einmal gehalten, denn viele unter ihnen verstehen doch das Holländische nicht so gut. Da singen sie denn auch auf Setschuana, und die Missionarstochter spielt wieder unverdrossen ihre Orgel. Mit einem gewissen freudigen Eifer drängen sich die Farbigen zu diesen ihren eigensten Gottesdiensten und singen ihre lieben Lieder mit Begeisterung. Noch am selben Nachmittag machten wir einen Spaziergang. Das Ziel unserer Wanderung war die Hütte des alten Johannes. Er ist einer der wenigen Armen Bethaniens, ein blinder Greis. Schon einige Male hatte ich ihn in der Küche der Frau Missionar Sandrock kauern sehen, wo er auf Verabreichung von Nahrungsmitteln wartete. Ihm ward immer besonders reichlich gegeben, da er zu Hause eine alte, blinde, taube und schwachsinrige Frau hat, die er mit rührender Hingabe pflegt. Ich hatte mich über den glücklichen ruhigen Ausdruck seines alten dunkeln, von weißen Lösschen umrahmten Gesichts oft gefreut. Wenn er dann Essen bekommt, steckt er das beste in einen kleinen Blecheimer für seine Martha. Ein hübscher Junge mit offenem Gesicht, Namens Joseph, führt ihn auf eine sehr praktische Weise. Er hält einen langen Stock an einem Ende; der Blinde faßt das andere, und so sanft ziehend leitet er ihn mit sich fort.

Wir fanden den Alten in seiner Hütte. Er war froh, daß wir ihn besuchten. Die alte Martha lag draußen zusammengekrümmt und schlief, mehr einem Tier als einem Menschen ähnlich. Wie wunderbar doch, daß Gott diese Liebe im Herzen des alten Mannes erhält, daß er für dieses sein Weib alles thut und es mit größter Zärtlichkeit behandelt, es trotz seiner eigenen Blindheit leitet, führt und füttert. Man hat versucht, die Alte besser zu kleiden und zu betten, aber sie reißt sich die festeren Kleider vom Leibe und verachtet ein (einfaches) weiches Lager. Fragt man den alten Johannes, wie es ihm gehe, so antwortet er: „gut — der Herr ist gut zu mir,“ und dabei geht wieder das frohe, glückliche Lächeln über sein altes, runzliges Gesicht. Auf dem Rückwege ruhten wir auf einem dieser wilden Steinhäufen aus, die das Charakteristische der Gegend bilden. Da zogen dunkle Wolken schnell herauf, und bald ereilte uns ein afrikanischer Regen. Ich hatte schon davon gehört, aber noch keinen erlebt. Das Wasser strömte herab, die Wege in kleine Bäche und Pfützen verwandelnd. Zum großen Schaden unserer schwarzen Kirchkleider, die noch dazu in der vorhergegangenen Hitze vollgestaubt waren, mußten wir den Fuß über uns ergehen lassen. Wir waren glücklicherweise nicht fern von Häusern und suchten Zuflucht, erst in einer Art Speicher, dann in dem Comptoir der Engländer, die jetzt hier wohnen, um eine Eisenbahnbrücke über den Niteriver zu bauen. Die jungen Herren waren ausgeritten, doch wir nahmen ganz unceremoniös von ihrem Hause Besitz. Über die schwimmende Straße gelangten wir endlich nach kunstreichen Sprüngen und Balancierern in unserer Behausung an. Es ist bei plötzlichen Regengüssen vorgekommen, daß die Damen per Karre aus der Schule geholt werden mußten.

12. Januar 1891: Montag begann ich die Stunden in meiner Missions-
schule, d. h. einer Schule für die Kinder der hier wohnenden Missionare. Es sind zehn nette, frische, meist hübsche Knaben und Mädchen im Alter von 6 bis 13 Jahren, und ich mußte mir vier Abteilungen daraus bilden, was den Unterricht erschwerte. Herr Superintendent Grünner eröffnete meine Schule mit dem Anstimmen des Liedes „In allen meinen Thaten“ und einem von Herzen gesprochenen Gebet, und ich fing dann in Gottes Namen meinen Unterricht an. Vom Herrn hatte ich erbeten, daß er diesen Kindern zum wahren Heil dienen möchte. Ja, daß in dieser kleinen Gemeinschaft nicht eins sein möchte, das verloren ginge. Wie nahe war mir mein lieber Heiland an diesem Tage, dessen stete und fühlbare Gegenwart ich von ihm erbeten hatte. Ich fand die kleine Schar nicht schlecht vorbereitet und arbeitete bald mit dem ganzen Eifer und der Freude, die mir das Unterrichten immer gemacht hat.

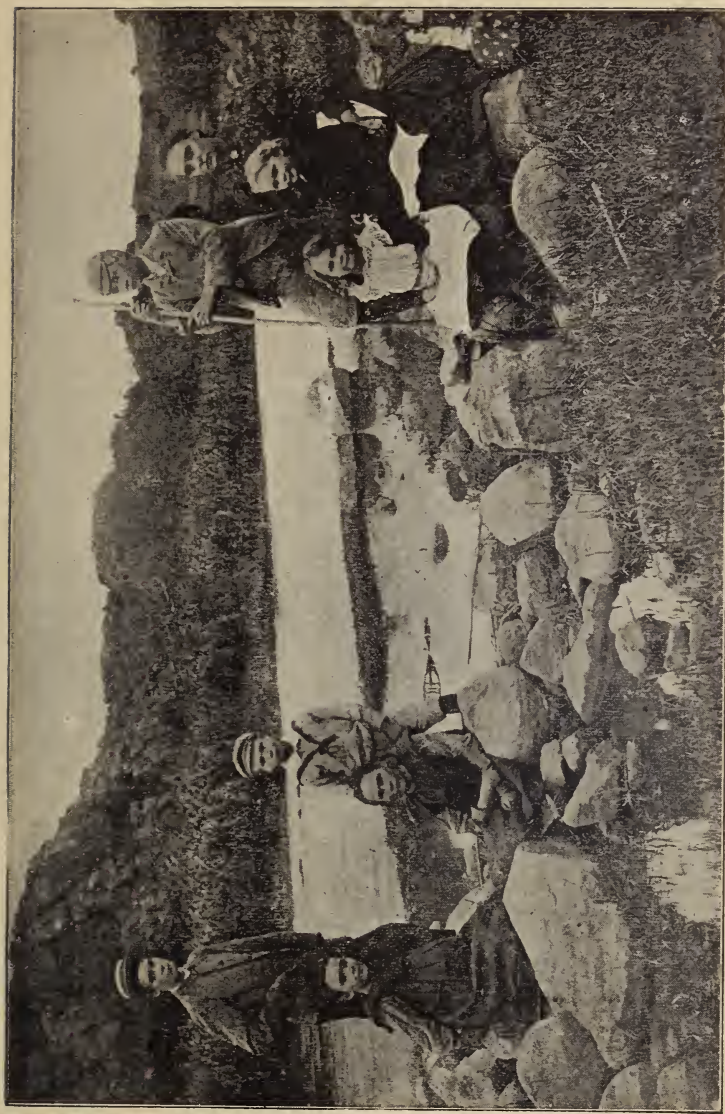
Am Nachmittag wurde ich erfreut durch die Aufforderung, mit Herrn und Frau Superintendent zu einer Kranken-Kommunion zu fahren. Ersterer hatte die Gerätschaften in einer kleinen Tasche mit sich. Ein Kasten wurde anstatt eines Tisches von den Eingeborenen herbeigeschafft, sie brachten auch ein zweifelhaft weißes Tuch, welches darüber gebreitet wurde. Für den Geistlichen war ein niederer Sitz bereit, auch für uns Damen kleine, fußbankähnliche Stühlchen. Die Farbigen kauerten im Kreise herum. In dieser geringen Umgebung mit so einfachen Vorbereitungen nahm die heilige Handlung ihren Fortgang mit solcher Weihe und erhabenen Heiligkeit, daß ich tief gerührt war. Erst vor kurzem hatte ich die Messe in der römisch-katholischen Kirche von einem Kardinal in aller Pracht

mit all dem herrlichen Schmuck und den Zeremonien dieser Kirche feiern sehen, und ich konnte nicht umhin, einen Vergleich zu ziehen, der unendlich zu Gunsten der Feier in der Kaffernhütte ausfiel. Ja in Armut und Niedrigkeit offenbarst Du Deine Herrlichkeit!

Während nun in der Kaffernhütte die Worte der Einsetzung in der weichen, melodischen Sprache der Eingeborenen ertönten, entlud sich draußen ein schreckliches Ungewitter, und Hagelstücke, wie Haselnüsse groß, schlugen auf das Rohrdach nieder, doch hatte der strömende Regen aufgehört, als wir hinaustraten. Der Regen stand in Pfützen, und die Wege waren aufgeweicht. Wir fuhren noch zu einer anderen Hütte, wo ein sehr alter Mann, der schon Urgroßvater ist, das heilige Mahl empfing, und dann ging es wieder der Heimat zu.

Manchmal bin ich erstaunt, wenn mir die Meinung entgegentritt, als könne die Frau nichts Besonderes für die Mission thun, sie könne nicht selbst durch Wort und Überredung die Heiden bewegen, den teuren Jesusnamen für den zu erkennen, in dem unser ganzes Heil liegt, Armut, Entbehrung, Gefahren zu Wasser, Gefahren zu Lande um Christi willen bestehen; eine weiße Mutter für diese armen, ungelehrten Schwarzen werden, wie ich es von einigen Damen in Indien und Amerika gehört — so hatte ich es mir zu Hause gedacht. Und doch scheint es, daß wir uns hier in Südafrika nur mit „second hand services“ begnügen müssen. Wie dem auch sei! Wenn nur das Werk des Herrn gefördert wird, so ist es recht und gut. Habe ich ihn nicht gebeten, mir den Platz im Weinberge anzuweisen, an dem Er mich haben will? Ich fand noch an demselben Tage ein Wort in einem kleinen englischen Traktate, das der Herr schon wieder für mich zum Troste zurechtgelegt hatte: „Whatever you do never forget, that God cares more for the worker than for the work.“ Und kann Er nicht des wenigen, was wir thun, leicht entbehren? Kann Er nicht durch ein Wort Seines Mundes, durch das Wehen Seines Geistes in einem Augenblicke mehr thun, als vieler Missionare mühselige Lebensarbeit ausmacht?!

Heute kamen alle deutschen Einwohner Bloemfonteins, der Hauptstadt, heraus, um hier draußen ein Picnic zu halten. Schnell war unser Schulzimmer in eine Garderobe verwandelt, und das Haus, ja alle Stationsgebäude, der Platz vor der Thür, der Kirchhof, wimmelten bald von festlich gekleideten Menschen, die sich amüsieren wollten. Mit großer Gastfreiheit wurden die Tische bei den Missionaren gedeckt, und alles aufgetragen, was Küche und Garten liefern konnten. Es ist gerade die Zeit der Aprikosen, Pfirsiche und Feigen im Januar, und einige der Ankömmlinge gingen so weit, ohne Erlaubnis mit Säcken in die Gärten zu gehen, um dieselben zu füllen. Es war ein Einundaus, ein Hinundher, wie in einem Ameisenhaufen. Die offenstehenden Thüren erleichterten den Verkehr bedeutend. Wenn man erst anläuten muß, und ein Bedienter öffnet, fragt nach Name und Begehr, so bejümt man sich zweimal, ehe man einen Besuch macht. Unsere Früchte, Gemüse, Mais und das obligate Hammelfleisch schmeckten den Blumfonteinern ganz vortrefflich. Einige musikalische Menschen waren darunter, welche Geige spielten, und da die Wohnzimmer unserer Missionarshäuser nur klein sind, wurde nachher in der Kirche weiter musiziert, wozu sich die ganze Gesellschaft zusammenfand. Ich sah mit Interesse die Deutsch-Afrikaner an. Im allgemeinen hat der Teint schon



Missionarskinder in Aethanien.
Im Hintergrunde der Damm (Wasser-Reservoir).

unter dem südlichen Himmel gelitten und eine gelbliche Färbung angenommen. Schöne Kinder waren darunter mit braunen, melancholischen Augen; besonders eine Kleine fiel mir auf, die, einen Strauß roter Sinnen in der Hand tragend, mit ihren Rehaugen traurig aufwärts blickend, ein reizendes Bild abgab. Nach gemeinschaftlichen Spielen, die durch einen Regenguß jäh unterbrochen wurden, rüstete man sich zur Abfahrt. Mehrere Ochsen- und Egelswagen und Karren füllten sich, und neben den Passagieren fanden noch Säcke mit Früchten, Kohl, Gurken und Rüben Platz. Ganz lächerlich erschien es mir, wie die Karren in Bewegung gesetzt wurden. Erst stehn die Pferde bocksteif; dann eilen die Herren hinzu, greifen in die Nadspeichen und schieben kräftig an. Die Pferde machen einen Sprung rück- und einen vorwärts. Der Karren wird heftig hin- und hergeworfen, und fort rasen die zornigen Tiere im wilden Galopp. An diesem Tage lernte ich noch eine Missionarzfamilie kennen, Herrn und Frau Großkopf aus Blumfontein mit ihren Kindern. Frau Großkopf ist Superintendent Grüzners älteste Tochter. Ihre vier Kinder, drei dicke Jungen und ein Töchterchen, welches noch auf dem Arme getragen wird, sind allerliebste. Herr Großkopf ist an der deutschen Kirche angestellt und arbeitet auch unter den Eingeborenen, die hier in den Städten immer eine kleine Kirche für sich haben. Herr Großkopf ist jetzt dabei, eine neue Station anzulegen, die er Kana genannt hat. Es soll dort eine Kirche gebaut werden, und vorläufig soll ein Schwarzer darin predigen und unterrichten. Zu den anderen Funktionen muß ein weißer Geistlicher herauströmen. Die Missionare entschließen sich schwer, Eingeborene zu ordinieren, da man die Erfahrung gemacht hat, daß sie leicht hochmütig dadurch werden.

Neben unsrer Kirche befindet sich die Schule für die Eingeborenen, von hübschen, dunkelgrünen Bäumen umgeben. Große blue-gums werfen kühlenden Schatten, sie sind von dem Missionar Sandrock angepflanzt, der sehr viel Glück mit Pflanzen und Säen hat und auch die Farmen der Station in einen blühenden Zustand versetzt. In diese Schule kommen über 200 Kinder, die aber so weit zerstreut wohnen, daß die Großen dreimal, die Kleinen aber nur zweimal in der Woche kommen. Manche Kinder haben einen Weg von drei Stunden zu machen. Die Schule fing am 8. Januar wieder an. Ich saß und spielte Klavier, als Herr Sandrock, der die Schule leitet, eintrat und mich fragte, ob ich mitgehen wollte, um die Schule zu sehen. Ich folgte ihm gern und mit klopfendem Herzen, denn dies hielt ich für den ersten kleinen Anfang meiner heißersehnten Missionsthätigkeit. Als wir die Schule betraten, standen sämtliche Kinder auf und begrüßten ihren Lehrer mit einem lauten, fast schreienden „Goe'n morgen Mynheer“. Sie wurden dann beordert, die Hände über den Kopf zu heben, zusammen zu klappen und sich wieder zu setzen. Diese kleine Bewegung schien ihnen großes Vergnügen zu machen. Ich betrachtete mit großer Teilnahme diese kleinen schwarzen oder doch dunklen Gesichter; unter denen einige recht hübsch und intelligent waren. Augen und Mund sind zum Lachen geschaffen, daher sehen sie am besten aus, wenn ihr Interesse freudig erregt ist. Doch kann sich auch tiefe Melancholie auf diesen kleinen Gesichtern malen. Die dicken Lippen hängen dann jämmerlich herab, und die Augen verschleiert finstere Trübheit. Ein verkörpertes Bild tiefster Trauer, das zu gleicher Zeit komisch wirkte, gab mir einige Tage später ein kleiner Kafferjunge, als ich an die Kinder Bilder

aussteilte. Er war aus Zufall leer ausgegangen und stand nun da, die dicken Lippen herabhängend. Der ganze kleine schwarze Körper drückte den höchsten Grad der Niedergeschlagenheit aus. Ich fragte ihn, wie er heiße, und als ich hörte, daß er den Namen Jeremias trug, erhöhte mir dies noch die tragikomische Wirkung. Es war dann eine Lust zu sehen, wie sich sein Gesichtchen zum Lachen verzog, als ich ihm zwei noch schnell herbeigeholte recht bunte Bildchen schenkte. Das Zuhören in der Schule machte mir viel Freude, und ich bat, ob ich nicht bald helfen könne. Wenn ich auch die in der Schule gebrauchte holländische Sprache nicht sprechen kann, hoffe ich doch, den Kleinen beim Lesen oder Rechnen behülflich sein zu können. In der Farbigen-Schule ist außer dem Hauptlehrer noch ein Schulhelfer, ein Eingeborener, Simon Seetuh mit Namen, angestellt. Er ist ein äußerst gutmüthiger, nett aussehender Mensch, der seinen Beruf mit Treue und Eifer erfüllt, aber noch viel von den kindlichen Gefühlen seiner Schüler hat. Ist gerade eine Trauung während der Stunde, so eilt er ans Fenster, um die Braut zu sehen, und die Hälfte seiner Kinder ihm nach. Alle Disziplin ist dann natürlich aufgelöst. Zeige ich den Kindern Bilder, so starrt er von seiner Ecke her mit dem größten Interesse auf dieselben und vergißt, weiter zu unterrichten. Es unterrichten immer mehrere Lehrer in einem Zimmer. Ich vermißte eine Uhr in der Schule, auch schien mir die Wandtafel schon sehr abgenutzt und die Kreide hart und unzulänglich. Die Kinder haben alle ein kleines holländisches Lesebüchlein, von Herrn Missionar Heese in Riversdale verfaßt, eine Tafel und einen Griffel, der meistens sehr kurz ist, und den sie in den Mund zu nehmen pflegen, wenn sie ihn nicht brauchen. Ich war erst sehr erstaunt, als ich, in der Absicht, einem Kinde vorzuschreiben, meine Hand nach dem Griffel ausstreckte, und das Kind diesen, ungefähr einen Zoll lang und ganz naß, hervorholte. Ich verbot es sogleich, sehe aber seitdem, daß es Gebrauch bei diesen Kindern der Natur ist.

Man fragt mich von Haus, ob es auch wirklich Heidenkinder seien, die ich unterrichte, ich erkundigte mich deshalb und erfuhr, daß ein Teil der schwarzen Kleinen ungetauft, also wirklich Heiden sind. Es sind auch soust erwachsene Heiden auf dem Platz, und neulich war einer von ihnen, ein alter Mann, gestorben. Noch tags zuvor hatte ihn Herr Grünzer besucht und mit ihm gesprochen. Er ging doch als Heide hinüber trotz aller gebotenen Gelegenheit. Am Sonntage wurde er begraben. Einer seiner Verwandten hielt die Grabrede. Der Anfang seiner Rede, die in der Sprache des Korannastammes gehalten wurde, welchem der Verstorbene angehörte, war ungefähr: „So gehn wir alle dahin: Weiße, Schwarze, Koranna oder Betschuanen, und wenn dieser Alte, unser Vater, jetzt wieder unter uns stände, würde er sagen: „Befehret Euch, befehret Euch!“

Der Begräbnisplatz der Farbigen ist mit hohem Gras überwachsen, ohne Kreuz, ohne Denkmal. Überhaupt setzt es mich oft in Erstaunen, daß die Leute hier mit dem Christentum nicht auch die Civilisation angenommen haben. Außer, daß sie anständig gekleidet sind, leben sie wie früher in ihren kleinen Hütten mit ebenso geringen Bedürfnissen, brauchen nicht Tisch noch Stuhl, haben keine Gärten, nur ihre Schafe und etwas Mais.

Eines Tages um Mitte Januar fuhren wir, Herr Grünzer, Herr Missionar Heese, Fräulein Johanna und ich, nach Edenburg, einer Stadt,

die ungefähr eine Stunde von hier gelegen ist. Ich muß sagen, daß diese Stadt des Oranje-Freistaats, die ich kennen lernte, einen ziemlich ungemüthlichen Eindruck auf mich machte. Sie liegt sehr eben. Die Straßen gleichen unsern Dorfstraßen oder Plätzen zu Hause. Wir gingen zu Pastor Meyerings, die ein nettes, trauliches Heim und einen hübschen Garten mit reichtragenden Fruchtbäumen haben. Herr Meyering ist holländischer Prediger, ein älterer Mann mit weißem Haar und Bart, groß und hager. Seine Frau, es ist die dritte, war früher Schulvorsteherin in Blumfontein, eine feine, schlankte, recht liebenswürdige Dame. Eine Schar älterer und jüngerer Kinder umblühte das Paar. Einige von den jungen Damen, recht hübsch gekleidet, doch mit dem besonderen Chic der Afrikanerinnen, begleiteten uns zur holländischen Kirche, die gerade restauriert wurde. Über der Thür befanden sich bienenzellenartig eine große Anzahl Schwalbennester. Wir sahen uns den Plan des zu bauenden Turmes an, und es heimelte mich an, in der Kirche einige englische Hymnenbücher zu finden, in denen „Abide with me“ „sun of my soul“ und alle diese lieben Lieder standen, die ich in Schweden in seligster, reinsten Christengemeinschaft gesungen, und die mir noch jetzt, wie von den Fluten des Ozeans herübergetragen, sanft in die Ohren klingen.

Herr Heese mit seinem Sohne, einem stattlichen jungen Mann, der erst vor kurzem aus dem Missionshause gekommen, ist jetzt zum Besuch hier. Ihre Heimat ist Riversdale in der Kap-Kolonie, und der alte Herr hat eine gesegnete Missionsthätigkeit hinter sich. Sein Sohn geht nach Adams-hoop, einem Platz, der einem früheren Sklaven gehört. Dieser war der Leibeigene eines Bauern, der ihm alles anvertraute und ihn mit großen Geldsummen zu schicken pflegte. Dennoch verkaufte ihn sein Herr, behielt aber Frau und Kinder. Bei seinem neuen Herrn bekam nun Salomo Oppermann, so hieß der Sklave, eine große Sehnsucht nach den Seinen, und als er einst mit seinem Herrn zusammen beschäftigt war, Steine abzuladen, bat er diesen um Erlaubnis, Frau und Kinder besuchen zu dürfen. Dieser weigerte sich, es ihm zu gestatten, und der zornige Sklave warf einen Stein so heftig, daß er die Hände des Herrn verletzte. Sie gerieten aneinander. Der Herr floh in sein Haus und verschloß die Thür. Der Sklave hatte ein Messer gezogen, stieß es durch die Thür und entsprang dann. Mehrere Male wurde er wieder eingefangen, doch stets gelang es ihm, wieder zu entkommen. Nach manchen Abenteuern kam er in den Besitz des Platzes, den er nach seinem einzig übrig gebliebenen Sohne, den er nach vielen Mühen wiederfand, Adamshoop nannte. Er gab einen Teil des Grundbesitzes der Mission, damit auf demselben, zum besonderen Nutzen für sich und seine Familie, eine Station gestiftet werde. Dies geschah, und jetzt befindet sich dort eine blühende Missionsstation. Der alte Oppermann ist jetzt 103 Jahre alt,*) ein angesehener, frommer Mann, und ebenso wie sein Sohn Adam von den Missionaren hochgeschätzt.

Frau Superintendent Grünzer, die früher unter den wilden Heiden gelebt hat, erzählte mir heute mehreres von deren Gebräuchen. Einst sah sie eine Pflanze, die besonders gepflegt schien und immer begossen wurde. Sie freute sich über diesen Zug der Sorgfalt und erzählte ihrem Manne davon. Dieser jedoch sagte ihr, daß die Heiden diese Pflanzen verehrten und

*) Am 3. November 1891 ist er heimgegangen.

eine Art Götzendienst damit trieben. — Wenn ein kleines Kind die Zähne zuerst oben bekommt, so sagen sie, entweder das Kind oder die Mutter muß sterben. Um nun die Mutter zu retten, wird das arme Kleine getötet. Eine ältere Frau des Stammes übernimmt das graufige Geschäft und dreht dem armen Wurm buchstäblich den Hals um. Alle Verwandten und Freunde kommen herbei, sitzen im Kreise herum und stimmen eine gräßliche Totenklage an, die weithin erschallt und oft mehrere Tage und Nächte fort-dauert. — Die Eingeborenen hier beten keine Götzenbilder an. Sie haben ihre Zauberer und Regenmacher, auch glauben sie an etwas Göttliches, an höhere Wesen, welche sie Medimo nennen. Herr Grünner wohnte einst an einem Orte, wo sich ein hoher Berg erhob, den die Heiden nie bestiegen. Auf Befragen antworteten sie, die Medimo wohnten dort, und wer hinaufstiege, müsse sterben. Auch dürfe man dort keinen Kürbis pflanzen, denn schneide man seine Frucht auf, so fließe Blut heraus, und der ihn gepflanzt, sei gleichfalls dem Tode verfallen. Der Missionar pflanzte den Kürbis und schnitt später in Gegenwart der Heiden die Frucht auf. Es floß natürlich kein Blut heraus. Jedoch die Schwarzen, unüberzeugt, zuckten die Achseln und meinten, er sei auch ein Weißer, er dürfte es. Es ist so schwer, ihnen beizukommen, da ihre Religion etwas Unbestimmtes hat. — Sie setzen auch großes Vertrauen auf ihre Amulette, die sie oft in großer Anzahl um ihren Hals tragen. Einer, der zum Taufunterricht zu Herrn Grünner kam, trug auch diese Schutzmittel um den Hals. Als nun der Missionar das erste Gebot erklärte und zu dem „Vertrauen über alle Dinge“ kam, fragte er den Betreffenden, ob er so Gott vertraue? „Ja Mynheer“, war die Antwort. „So müßtest Du Deine Amulette wegwerfen, die Du bis jetzt getragen hast!“ „So mache sie ab, Mynheer!“ erwiderte der Jüngling, so seine Abgötter aufgebend. Mit welcher Freude der Missionar dieser Aufforderung nachkam, kann man sich denken.

Unser Schulhelfer Simon Seekuh, der ein treuer Mann und Christ ist, wurde neulich gewürdigt, um des Namens des Herrn willen Schmach zu leiden. Er war auf einer Werft (Weiler), um Bibelstunde zu halten. Ein altes Weib rief: „Ich will das nicht hören, ich will so bleiben, wie ich bin!“ Sie schalt ihn mit den häßlichsten Ausdrücken und konnte mit Mühe verhindert werden, ihm ins Angesicht zu speien. Daß die Missionsarbeit oft sehr entmutigend ist, geht aus folgender Geschichte hervor: Die Busch-männer, die früher hier lebten, sind ein Volk, das sehr unzugänglich für das Christentum ist. Lange und viel hatte ein treuer Missionar ihnen gepredigt, ohne die geringste Frucht zu sehn. Einst, als er das Evangelium vom verlorenen Sohn recht ernstlich auslegte, sah er, wie ein alter Busch-mann ihm sehr aufmerksam und anscheinend bewegt zuhörte. Nach dem Gottesdienste sah er den Alten auf sich zukommen und freute sich, daß er nun einen Eindruck gemacht habe. „Mynheer“, begann der Alte, „ich bin der verlorene Sohn.“ „Es freut mich, daß du das fühlst.“ „Ja Mynheer, ich bin der verlorene Sohn, und du bist mein Vater.“ „Nicht ich bin es,“ erwiderte der Missionar, „sondern Gott ist dein Vater.“ „Nein du Mynheer,“ bestand der Alte, „und nun, wo ist das gemästete Kalb?“ Man kann sich denken, daß die Freude des Missionars sehr herabgestimmt wurde.

Die Bauern hier verachten die armen Schwarzen, die doch ursprünglich Herren des Landes waren, sehr. Sie nennen sie „schepsels“, Geschöpfe, Kreaturen. Ein Missionar kam zu einem Bauernhause und wurde auf-

gefordert, die Abendandacht zu halten. Er sah sich um und bemerkte niemand von den Dienstleuten. „Wo sind die Dienstleute?“ fragte er. „O Mynheer, wie können Sie verlangen, daß wir mit diesen „Geschöpfen“ zusammen das Wort Gottes hören sollten, da könnten wir ebensogut die Hunde hereinrufen.“ „Und doch“, sagte der Missionar sehr ernst, — „und doch essen die Hündlein die Brojamen, die von ihrer Herren Tische fallen.“ Da stürzten dem Bauern die Thränen aus den Augen, und er ließ sofort die Schwarzen hereinrufen. — Der Missionar, der mir dies erzählte, arbeitet in Kimberley, einer großen Stadt auf den Diamantfeldern. In der Nähe derselben befinden sich die Minen, in welchen Eingeborene unter strengster Aufsicht, eigentlich wie Gefangene lebend, arbeiten. In diesen sogenannten Compounds übt er seine schwere Missionsthätigkeit aus. Viel rohes Volk lebt dort in Kimberley, und Mord und Totschlag ist nicht selten. Ein junger Chinese lebte seit einigen Jahren dort. Er war ein sehr frommer Kaufmann und liebte seine Lehrer, wie er die Missionare nannte. Während nun Herr Gder, so heißt der Missionar, verreist war, trat ein roher Gesell in den Laden, drang auf den Chinesen ein und verletzte ihn lebensgefährlich, er mußte ins Hospital gebracht werden, und in seinen Phantasien sagte er fortwährend: „Laßt mich gehn, laßt mich zu meinem Vater gehn! Er wartet auf mich, er wartet auf mich; laßt mich zu dem guten Hause gehen!“ Auch sprach er seine Sehnsucht aus, die lieben Lehrer noch einmal zu sehen. So ging er zu seinem Vater hinüber, zu dem guten Hause, das ihm bereitet war. Ach, daß recht viele so sterben können, dazu möchten wir doch gern beitragen mit Wort oder That oder Gebet. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!

Heute kamen die Kinder zu mir gelaufen mit der Nachricht, daß Zauberer da seien. Diese Zauberer können, so glauben die Eingeborenen, Krankheiten heilen oder auch dieselben anderen Menschen anwünschen; können Regen machen und werden deshalb abergläubisch verehrt. Ich dachte gleich: „Hier kannst du einmal ein gutes Wort zu wirklichen Heiden reden.“ Ich nahm einige Bilderchen, die Geschichte Abrahams darstellend, sagte mir ein Herz, und mit einem heißen Gebete zu Gott ging ich zu dem benachbarten Stationsgebäude, vor dem auf der steinernen Stufe die drei Zauberer saßen. Es waren zwei Männer und eine Frau; schöner, größer als unsere Betschuanen hier. Auch trugen die Züge, anstatt der gutmütigen Sanftmut der hiesigen (Betschuanen) Bewohner, einen strengen, düstern Ausdruck. Sie hatten Ketten von Amuletten und Tierzähnen um den Hals, trugen Tierfelle und Hörner an der Seite; in der Hand trugen sie die Waffe und Schutzwehr der Schwarzen, den Kirri, einen schön geglätteten, mit dickem Knopf versehenen Stoc. Ihre Kleidung bestand aus bunten, wollenen Decken, die ihnen ein malerisches Aussehen gaben. Ich grüßte sie und fragte, ob sie getauft seien, worauf sie die Köpfe schüttelten. Dann sprach ich zu ihnen von Christus und fragte, ob sie gehört hätten, daß er am Kreuze für sie gestorben sei. Die Frau blickte düster, wehrte mit der Hand ab, schüttelte mit dem Kopf und rief etwas in ihrer Sprache, das wie Abwehr klang. Ebenso verhielt sich der junge Mann. Der ältere jedoch sah mich freundlich forschend an, nickte und holte dann ein Büchlein von seiner Brust, in dem allerlei merkwürdige Zeichen eingeschrieben waren. Hieraus entnahm er einige kleine Zettel und reichte sie mir. Ich glaubte schon, Zaubersprüche zu sehn, da erblickte ich Bibelsprüche,

welche ein Wesleyaner ihm gegeben hatte. Wie eines Freundes Lächeln aus einer dunklen Höhle, wo man nur Finsternis vermutet, strahlten mir diese Worte entgegen, und daran anknüpfend sprach ich noch weiter über Christus mit den Zauberern. Die beiden andern sahen mich jetzt auch mit günstigeren Blicken an, und als ich mit frohem Herzen Abschied von ihnen nahm, schüttelten sie mir die Hände, dankten für die Bilder, die der älteste sorgfältig auf seiner Brust verwahrte, und riefen etwas in ihrer Sprache, dem volllautenden Aosa, das wie freudige Zustimmung klang.

3. Die Koranna.

Hier im Lande wohnte früher ein Stamm neben den Betschuanen, die Koranna genannt. Sie sind kleiner von Gestalt, ihre Hautfarbe ist lichter, es liegt etwas Schlaues, weniger Anziehendes in ihren Zügen, als in denen der Betschuanen. Sie sind klüger, aber auch hinterlistiger als diese. Dieser Stamm, der zum Teil das Christentum annahm, ist jetzt im Aussterben begriffen. Verheerende Krankheiten herrschen unter ihnen. Hier in der Nähe ist eine ihrer Niederlassungen. Neulich forderte mich die Tochter des Missionskaufmanns Mülke, die hier aufgewachsen ist und die Leute sehr lieb hat, auf, sie dorthin zu begleiten, und freudig folgte ich dieser Aufforderung. Es war am Sonntag Nachmittag; mit etwas Brot und Früchten, sowie auch mit Tabak versehen, machten wir uns, von einer Schar junger Mädchen und Kinder umgeben, auf den Weg. Über das Feld, an den ernsten Bergen vorüber, auf denen die Schäfchen kletternd weiden und wie weiße Flocken auf den Steinen liegen, durch das unangenehme afrikanische Stachgras wattend, das sich in Kleider und Strümpfe setzt und sich schmerzhaft bemerkbar macht, hier und da eine reizende Blume pflückend oder einen fremdländischen Käfer bewundernd, schritten wir mutig vorwärts. Nach einstündigem Marsche kamen wir bei der Niederlassung an. Sie besteht aus ungefähr einem halben Duzend elender Hütten, von denen die meisten eine runde, flache Form haben. Zuerst gingen wir zu einem elenden kleinen Steingebäude, das nur einen Raum enthielt, in dem eine Feuerstelle und eine Lagerstätte aus schmutzigen Fellen zu sehen war. Der Bewohner dieses halbverfallenen Steinhausens war einer der elendesten Menschen, die ich je gesehen habe. In Lumpen gehüllt, mit einer schrecklichen Krankheit behaftet, die zwischen Krebs und Ausjak schwankt, saß der Alte stumpf da. Mit Begier griff er nach dem dargereichten Tabak und fing sogleich an, sich ein Pfeifchen zu stopfen, und es anzündend paffte er darauf los, seinem einzigen Genusse frönend. Innerlich bang und von tiefstem Mitleid erfüllt, stand ich vor dem Ärmsten. So wieder fortgehen, ohne ihm ein Wort von Christo zu sagen? Hier war ja einer von den armen Heiden, für die mein Herz daheim vor Mitleid brannte! So fragte ich denn, indem ich versuchte, die vielen Zuhörer zu vergessen, ob er schon von Jesu Christo gehört. Zum Glück kann Fräulein Mülke die Sprache der Koranna. Sie übersetzte sogleich freudig, was ich sagte, und wie lieblich erschien sie mir, vor dem niedrigen Hüttlein knieend und zu dem Alten redend. Von Zeit zu Zeit wandte sie sich zu mir, um zu fragen „was noch?“, „was nun?“ — O, wie heiß schickte ich, während ich sprach, mein Herz im Gebet zu Gott empor, daß doch die Worte ein klein wenig zum Trost oder zur Erbauung des Unglücklichen beitragen

möchten. Und Der, der gesagt hat, „Mein Wort soll nicht leer zurückkommen“, hat gewiß den schwachen Versuch gesegnet. Dann gingen wir zu den andern Hütten. Die Kinder hatten Brot und Kuchen und verteilten es unter diese armen Menschen, von denen die meisten krank lagen. Ein buntes Bild, welches ich mitgebracht hatte, erfreute ein 6jähriges Mädchen und dessen Großvater. Eine junge Frau mit einem lächerlich kleinen dunkeln Baby, dessen Gesichtchen rosa schimmerte, begrüßte uns freundlich, doch halb verlegen. Sie hatte sich wollen taufen lassen, war aber hernach davon abgekommen und hatte sich mit einem Heiden verheiratet. Auf dem Heimweg, den wir zum größten Teil den Fluß entlang nahmen, sangen wir geistliche Lieder. Die Sonne sandte ihre scheidenden Strahlen auf das wilde Felsgeröll. Aufblickend sah ich ein merkwürdiges Bild. Droben auf schroffem Steine saß mit gespitzten Ohren ein Uhu, selbst wie aus Stein gehauen und in derselben Farbe wie das Geröll. Als wir näher kamen, breitete er seine Flügel aus und flog, sein „Uhu“ schreiend, von dannen.

4. Ein Geburtstag.

Recht fröhlich geht es oft auf unserer Station zu, wenn ein Geburtstag gefeiert wird. Am 20. März war der Jahrestag des Herrn Grünner, und seine Töchter hatten mit meinen Schulkindern einige Choräle dreistimmig und eine Motette eingeübt. Früh schon in der Morgendämmerung wurden die Gesangstücke vor seiner Thür gesungen, und wir alle gingen dann mit hinein, um den hübschen, mit Blumen und Kränzen reichgeschmückten und mit Gaben bedeckten Tisch anzusehen. Die Töchter spielten noch ein *quatre mains*, den Hochzeitsmarsch von Mendelssohn. Es war ein herrlicher, warmer Frühherbsttag, und im Laufe desselben kamen noch verschiedene Gratulanten; unter ihnen befand sich Herr Wuras, ein alter Missionar, der früher hier in Bethanien wohnte und wirkte, später sich jedoch auf ein Landgut in der Nähe zurückzog. Er ist ein schon völlig weißer alter Herr von 81 Jahren, doch von merkwürdiger Frische des Geistes und Körpers. Ein Leben voll reicher Erfahrung liegt hinter ihm, und es ist mir immer äußerst interessant, ihn erzählen zu hören. Heute war er so freundlich, mich in meiner Wohnung aufzusuchen; er saß wohl eine Stunde bei mir, plaudernd und sich von mir vorplaudern lassend. Er scheint ein besonderes Wohlwollen für mich zu hegen und lud mich wiederholt ein, ihn doch auf seinem Landgute zu besuchen. Bald kam auch Miß Gvery, eine feine, kleine, etwas schüchterne ältliche Dame, die Schwester seiner verstorbenen Frau. Sie ist von englischer Abkunft und spricht auch nur englisch. Nachmittags war großer gemeinschaftlicher Kaffee, von Frau Grünner gegeben. Unter den grünen Bäumen des Gartens saßen wir, Erwachsene und Kinder, fröhlich beisammen und ließen uns den braunen Trank und die verschiedenen Arten guten Kuchens, den die Fräulein Grünner gebacken, vortrefflich munden. Noch einmal sangen die Kinder die schönen Lieder, und dann wurden auf dem freien Platz zwischen den Stationsgebäuden Gesellschaftsspiele gespielt. Alt und jung nahmen daran teil. Da gab es alle unsre deutschen Spiele, Plumpsack, Raß und Maus, Fanchon, Kämmerchen vermieten zc., auf afrikanischem Boden. Es gefiel mir sehr, daß die Herren Missionare wie Kinder mitspielten. Bei dem anstrengenden Berufe ist ein solches Fest eine ange-

nehme Erholung und Abspannung, denn: „Allzustraff gespannt zerspringt der Bogen.“ Nach dem Spielen kletterten wir ein wenig in den Bergen, aber o weh! — wie sah hernach mein gutes blaues Grenadinekleid aus! In dem losen Stoff hatten sich Tausende von Stacheln des unangenehmen Stechgrases festgesetzt, und mehr als eine Stunde zupfte ich mit den Kindern, bis wir sie entfernt hatten. Diese Stacheln sind mit kleinen Widerhäkchen versehen und verursachen auf der Haut arge Schmerzen.

Ein recht lebendiges Bild afrikanischen Lebens zeigte sich heute Mittag. Nach dem Essen, das hier pünktlich um 12 Uhr eingenommen wird, trat ich mit den Missionarsskindern vor die Thür, von fröhlichen, aufgeregten Lauten angezogen. Da sah ich die ganze Farbigen-Schule um Herrn Sandroß und den farbigen Schulhelfer Mr. Simon versammelt. In der Mitte des Platzes stand ein Sack mit Quitten, die hier merkwürdig groß werden und eine herrliche, goldgelbe Farbe haben. Freudig drängten sich die dunkeln Gestalten heran, um ihren Anteil zu empfangen. Ein schwarzer Knabe wurde nun beordert, die Kinder der Reihe nach heranzurufen. Er that es, nannte sie jedoch nicht mit ihren wirklichen Namen, sondern hatte für jedes einen Spott- oder Schimpfnamen, meistens mit Ochse oder Esel zusammengesetzt. Diese brauchte er mit einer rapiden Abwechselung und dazu mit einem klassischen Ernst, die äußerst komisch wirkten. Keins der Kinder schien das übel zu nehmen, sondern eifrig folgten sie dem schmeichelhaften Rufe, um ihre Früchte in Empfang zu nehmen. Die letzten wurden dann unter sie geworfen, so wie früher die hohen Herren Geld unter das Volk warfen, — und nun war es ein Drängen, ein Übereinanderfallen, ein Greifen und Rollen, so daß man schließlich nur noch ein wildes Durcheinander von Goldgelb und Schwarz sah, was mich lebhaft an die österreichischen Landesfarben erinnerte.

Einiges Tages fuhren wir nach Herzberg, dem Gute des alten Herrn Wuras. Frau Sandroß mit zwei kleinen Kindern und ich bestiegen die Karre, und nach einstündiger Fahrt kamen wir an. Das Haus, in Form eines niederen Kastens, lag recht öde da. Eine kleine Veranda, die früher, wie ich hörte, dicht mit Passionsblumen umrankt war, machte jetzt auch einen kahlen Eindruck, da man die hier so wuchernde Pflanze soviel als möglich ausgerottet hat. Ich mußte daran denken, wie ich als kleines Mädchen eine Passionsblume im Topf als Geschenk von meiner Tante erhielt, wie ich sie sorgsam pflegte und so glücklich war, als sich endlich eine Knospe zur ersten Blüte entfaltete. Wir gingen unter Blaugummibäumen entlang zum Friedhof, wo Frau Wuras ruht. Eine Drahtumzäunung umgiebt den wohlgepflegten Platz. Mehrere Cedern waren angepflanzt, einige Pelargonien schmückten mit ihren Scharlachblüten den stillen Ort. Mit liebevoller Sorgfalt pflückte der alte Herr einige trockene Blätter weg und zeigte mir den Platz, wo er an der Seite seiner geliebten Elisabeth ruhen wollte. Später führte er mich auch in sein Studierzimmer. Ein schön gemalter Spruch auf Setschuana hing über seinem Schreibtisch, Bücher und Briefschaften lagen auf dem Tische zerstreut. Mehrere Bibeln in verschiedenen Sprache zeigten ebenfalls, daß der alte Herr noch fleißig arbeitet. Er übt auch sein Missionswerk noch in der Nähe von Herzberg. Seine Arbeit trägt, so sagt man, hauptsächlich den Stempel der Liebe. Seine Schwägerin Miß Every nahm mich dann mit in ihr Zimmer, welches mit feinen Hand-Aquarellen, buntgemalten Sprüchen und zierlichen Kleinigkeiten nebst

dem großen Bett und Schaukelstuhl das Gepräge eines echt englischen Schlafzimmers trägt. Sie nahm auch ihre eigene silberne Theekanne und Löffelchen heraus, damit mir der Thee, der, wie sie sagte, aus dieser Kanne besonders gut schmecke, besser munden solle. Sie zeigte mir Photographien und Karten, kleine Gedichte von ihren Anverwandten; eine liebevolle Anhänglichkeit und ein rührender Stolz auf diese ihre Lieben schimmerte aus ihrem ganzen Verhalten dabei hervor, der mich sehr ansprach und recht an die englische Art erinnerte.

Nicht lange, nachdem ich dort war, ist der alte, treue und liebevolle Missionar Wuras gestorben. Zum Begräbniß fuhren die Missionärsfamilien und nahmen schöne Blumenkränze mit. Ich höre, daß viele Eingeborene dagewesen sind. Schöne Worte haben Herr Grünzer und Sandrock gesprochen, und man hat dem Heimgegangenen am offenen Grabe sein Lieblingslied „Unter Lilien jener Freuden“ gesungen. Ja dort oben wird er nun unter Lilien jener Freuden wallen, und alles, „was hier kranket, seufzt und weht“ wird von ihm abgefallen sein, und er wird dort weilen in ewigem Licht.

5. Simon Seekuh.

Schon öfter ist in diesen Blättern Simon Seekuhs Name und sein Wirken erwähnt worden. Es möchte die geehrten Leserinnen interessieren, etwas Zusammenhängendes über diesen treuen Mann zu hören, der von Herzen ein Missionar ist, und der keine andere Sehnsucht kennt, als dem Herrn Seelen zuzuführen. Einige Wiederholungen, deren Auslassung den Zusammenhang stören würde, mögen die nachsichtigen Leser verzeihen:

Ich war noch nicht lange in Bethanien (Oranje-Freistaat in Südafrika), als mir ein großer, schlanker Farbiger auffiel, auf dessen Gesicht Offenheit und Gutmütigkeit ausgeprägt waren. Ich fragte nach ihm und erhielt die Auskunft, es sei Simon Seekuh, der eingeborene Schulhelfer. Zu gleicher Zeit höre ich, daß er ein frommer und lieber Mann und ein Christ sei. Ich sah ihn dann öfter bei Herrn Superintendent Grünzer, wohin er ging, um sich im Lesen des Holländischen zu üben, oder traf ihn im Gespräch mit dessen Töchtern, die ihm behülflich waren beim Aufschreiben der Noten zu vierstimmigen Liedern.

Als ich kurze Zeit darauf anfing, mit in der Schule der Farbigen zu unterrichten, traf ich ihn oft und sah, mit welchem Eifer er seinem Amte oblag. Am erfreulichsten war es mir, ihn den Kindern in seiner eigenen Sprache, dem Setschuana, biblische Geschichten erklären zu sehen. Es ist dies so ganz sein Fach. Als ich das erste Mal dabei zugegen war, erzählte er ihnen von David und Goliath. Mit der größten Lebhaftigkeit stellte er seinen kleinen Stammesgenossen die Geschichte dar. Es stehen uns hier schöne Bilder zu Gebote, welche Herr Direktor Wangemann bei dem 50jährigen Jubiläum der Station, das er in Bethanien feierte, der Schule geschenkt hat. Simon eilte auf das an der Wand hängende Bild zu, zeigte die betreffende Figur, und dann wieder wandte er sich zu den Kindern, denen er fast handgreiflich vormachte, wie David die Steine schleuderte und dem Riesen den Kopf abschlug. Diese Art der Erklärung schien großen Eindruck auf die Kinder zu machen; mit glänzenden Augen hingen sie an ihrem Lehrer, lebhaft kamen ihre Antworten, und zuweilen lachten sie laut.

Übrigens scheint der Lehrer noch viel von den kindlichen Gefühlen seiner Schüler zu teilen. Geht draußen ein Hochzeitszug vorüber, so stürzt er ans Fenster, um die Braut zu sehen, und die kleine Schar natürlich ihm nach. Alle Ordnung ist dann aufgelöst, sie klettern auf die Bänke, drängen sich an die Fenster, bis endlich die weißgekleideten schwarzen Jungfrauen in der nahen Kirche verschwunden sind. Bringe ich Bilder mit in die Schule, so schaut er von seiner Ecke aus begierig danach hin und vergißt, weiter zu unterrichten. Unwillkürlich angezogen, kommt er näher und näher, bis er, mir über die Schulter schauend, Erklärungen fordert und mit der größten Freude und dem lebhaftesten Anteil dieselben anhört.

Sonntags sah ich ihn oft hochragend zwischen den bunten, turbanartigen Kopftüchern und runden schwarzen Wollhäuptern seiner kleinen Schüler in der Kirche sitzen, die Augen unverwandt auf den Prediger gerichtet, dem er die Worte vom Munde abzulesen schien. Doch öfter fehlte er, und auf meine Nachfrage erhielt ich die Antwort, er sei auf einem Außenplatze, um das Evangelium zu verkündigen. Es ist seine ganze Lust und Freude, für seinen Herrn, den er gefunden, zu arbeiten, sein Wort weiter zu verbreiten, mit einem Worte: Seelen zu gewinnen, das ist der Beruf seines Lebens. Selten habe ich einen Menschen gesehen, auf dessen offenem Gesicht so deutlich geschrieben steht, daß er ein Kind Gottes ist.

Seekuh's früheres Leben.

Simon Seekuh ist der Sohn einfacher Eltern auf unserer Station. Als Jüngling trat er in den Dienst des Herrn Superintendent Grünzer, dessen Küchenjunge er wurde. Zu gleicher Zeit besuchte er den Taufunterricht. Treu und fleißig wie bei der Arbeit war er auch beim Lernen und wurde darum bald getauft. Er hielt sich sehr ordentlich und verdiente das ganze Lob seiner Herrschaft. Schon damals hat er viel Anregung zu einem Leben in Gott empfangen, und manches Samenkörnlein ist in das weiche, offene Herz gefallen, das jetzt zur freudigsten Ernte aufgeht.

Ein Beispiel, wie treu und genau er im Dienst war, ist folgendes. Einst war dem Herrn Superintendenten ein Pferd verloren gegangen, und Simon wurde ausgeschiedt, es zu suchen. Da man oft tagelang umherschweifen muß, ehe man ein solch weggelaufenes Tier wieder einfängt, gab ihm sein Herr zwanzig Mark mit, um sich Nahrungsmittel dafür zu kaufen. Als er nach vielen Tagen (leider ohne das Pferd) zurückkehrte, hatte er nur zwei Schillinge (zwei Mark) ausgegeben. Er hatte sich auf den Bauernplätzen etwas zu essen gefordert und einmal einen ganzen Tag nur einen Topf Buttermilch zu sich genommen. Erst als die Bauern ihm nichts mehr ohne Bezahlung geben wollten, entschloß er sich, durch Hunger gezwungen, das Geld anzugreifen.

Später ging er, ebenfalls als Küchenjunge, zu einer verheirateten Tochter seiner früheren Herrschaft, zu den Missionsgeschwistern Arndt in Beaconsfield. Frau Arndt erzählte mir bei meinem dortigen Aufenthalt, daß sie einst, ins Wohnzimmer tretend, Simon vor dem Bilde des Heilandes stehen sah. Seine Augen waren unverwandt auf das Antlitz des Erlösers gerichtet und standen voll Thränen. Rasch wandte er sich bei ihrem Eintritt ab und ging hinaus. Kurz darauf war er durch die Charfreitagsfeier so ergriffen, daß er mit Thränen erklärte, er müsse etwas für den thun, der

so viel für ihn gethan. Die Betrachtung der Leiden des Herrn hatte den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht.

In dieser Zeit war Herr Arndt krank und trug deshalb Simon auf, Bibelstunden für ihn zu halten. Freudig und voll Eifer erklärte dieser den Bibeltext, war aber gar bald mit seinem Stoffe zu Ende. Er schaute Herrn Arndt, der zugegen war, an. Als dieser jedoch noch nicht Miene machte, zu schließen, begann er von neuem. Schnell war das Ende wieder da; als er jedoch zum dritten Mal beginnen wollte, schloß Herr Arndt die Versammlung.

Seekuh als Nationalhelfer.

Nach Bethanien zurückgekehrt, erhielt er die Stelle als eingeborener Schulgehülfe und ist seitdem unermüdblich thätig für seinen Herrn. Nach harter Wochenarbeit wandert er Sonntags meilenweit, manchmal in schlechtem Wetter, manchmal in brennender Sonnenglut, um solchen, die nicht zur Kirche kommen können, zu predigen. Glückselig kommt er meist von solchen Wanderungen zurück; fragt man ihn: „Haben die Lente schön zugehört?“ „Ja schön, Miß!“ „Hast Du auch schön gepredigt?“ „Ja, Miß, schön!“ Das ist aber durchaus keine Eitelkeit, sondern das frohe Gefühl, von ganzem Herzen geredet zu haben.

Oft hat er deshalb Angriffe zu leiden, besonders auf dem einen Plage, wo ihm ein altes Weib, natürlich eine Heidin, sehr entgegen ist. Vor kurzem wollte sie ihm ins Angeischt speien und schrie wütend: „Ich will nicht anders werden, ich will bleiben, wie ich bin.“ Nur mit Mühe konnten die anderen sie von Thätlichkeiten zurückhalten.

Als nun die Winterferien kamen, und er sich wohl der verdienten Ruhe hätte freuen können, brachte er seine junge Frau und seine Kinderchen, ein Zwillingsspärchen, das er zärtlich liebt, zu deren Eltern. Er selbst aber, seine Bücher und Musikalien zusammennehmend, machte sich auf, um an einem anderen Orte Kinder zu unterrichten und zu predigen.

Ich sah ihn noch am Abend vor seiner Reise im Eckzimmer bei Superintendent Grünner. Er holte sich hier die Eckglocke, um seine Schüler damit zusammenzuläuten, und sah dabei so seelenglücklich aus. Ja, als er dieses Instrument in der Hand schwang, brach er in das leise, herzensfrohe Lachen aus, das ihm eigentümlich ist und unwillkürlich ansteckend wirkt.

Sechs Wochen war er nun fort und erzählte bei seiner Rückkehr folgendes: „Ich kam hinaus auf den Bauernplatz D. Der Besitzer dort sagte zu mir: „Was willst Du hier? Du bist ein Übelthäter.“ „So,“ sprach ich, „wenn ich das bin, hier sind meine Hände,“ und er streckte sie aus, „bindet mich und führt mich nach Blumfontein (der Hauptstadt) vor die Richter!“ Andere riefen, er solle bleiben. Der Besitzer meinte, er liebe keine Müßiggänger auf seinem Plage. Da griff Simon zum Spaten und arbeitete im Felde, auch half er fleißig, einen verfallenen Kraal (steinerne Schlafhürde) wieder aufzubauen. Da ließ ihn der Bauer gewähren.

Ein altes Weib, das selbe, das ihm früher fluchte, als er predigte, rief: „O ich kenne Dich, Du häßliches Ding, Du gehst umher, die Kinder ungehorsam zu machen und sie zu lehren, den Eltern zu fluchen.“ Er fragte: „Weißt Du nichts von Gott und vom Himmel?“ „Nein!“ schrie sie heftig. „Weißt Du etwas vom Teufel und von der Hölle?“ „Ja, sehr viel,“ war ihre Antwort. „Willst Du nicht an den Herrn glauben?“ „Nein!“ „Wen

beteſt Du an, den Teufel?“ „Nein, ich bete meine verſtorbenen Voreltern an!“ „Werden ſie Dich hören?“ „Gewiß!“ „Wohin denkſt Du zu gehen, wenn Du ſtirbſt?“ Da wurde ſie ganz raſend vor Zorn und rief: „Ich werde nicht ſterben, aber Du wirſt ſterben, Du Schelm, Du Böſewicht, Du Miſſethäter! Du gehſt umher und machſt die Menſchen verrückt.“ — Sie ſuchte dann ſchrecklich ihm und ſeinem Gotte, waſ dem armen Simon einen kalten Schauer verurſachte. Er wurde ganz bleich und ſagte: „O Miß, Sie können nicht denken, wie mir wurde, alß ich daß hörte, daß ſie ſo vom lieben Gott ſprach, und wenn ich an ihre arme verlorene Seele dachte.“

Er wurde aber gleich wieder heiter und fuhr fort: „29 Kinder ſammelte ich mir, und ſie kamen gern. Sie haben in ſechs Wochen buchſtabieren gelernt. Die Gebote habe ich biß zum ſiebenten durchgenommen und zu jedem eine bibliſche Geſchichte erzählt, dieſelbe, die Mynheer Grüzner dazu erzählt hat. Sie haben eß gern gehört und ſind froh geweſen; auch mehrere Lieder haben wir eingeübt, und die Eltern, die erſt gegen daß Schulehalten waren, ſahen eß nun doch gern. Sonntags predigte ich, und nach der Predigt fragte ich den Text ab. Die Leute hörten ſchön zu, ſie wurden lebhaft und ſprangen auf, wenn ſie antworteten.“ „Gab Dir der Bauer etwaß, alß Du gingſt?“ „Nein, aber er ſagte, er habe nichtß dagegen, daß ich wiederkäme.“

Die Schulkinder ſchenkten ihm einen weißen Sonnen-Helm, den er jezt trägt und der ſeine ſtattliche Größe noch um einige Zoll vermehrt. — Er freit ſich jezt ſchon darauf, in den nächſten Ferien ſeine kleine Schule wieder zu verſammeln. Inzwiſchen geht er fleißig heraus zum Predigen, bereitet auch auf einer Außenſtation junge Leute zur Taufe vor. Neulich hatte ich in der Sonntagſchule ſehr ſchöne Bilder, die Weihnachtsgelchichte darſtellend, welche mir früher eine vornehme Dame geſchenkt hat. Er kam herein, um mir zu helfen, und blieb mit großen Augen vor den Bildern ſtehen. Solche Bilder, meinte er, müſſe er auch haben. Ich ſagte ihm, ſie ſeien teuer, wohl an 20 Mark. „Eß thut nichtß“, erwiderte er. Während die Eingeborenen hier ſonſt nicht viel für Bücher und Bilder übrig haben, wendet er bei ſeinem geringen Gehalte gern etwaß daran, um ſchöne bibliſche Bilder zu beſißen.

Eß amüſierte ihn augenſcheinlich ſehr, daß die Bilder auf ein Schiff kämen und viele Tage, ja Wochen brauchten, um herzukommen. Jedenfalls wird er ſie am beſten zu Miſſionßzwecken zu verwenden wiſſen.

So arbeitet der treue Mann im Dienſte ſeines Heilandes mit der größten Anſpruchßloßigkeit und Zufriedenheit. Zu jedem Dienſte iſt er gern bereit und verachtet nicht die geringſte Arbeit. Für ſeine Lehrer hat er die treuſte, liebevollſte Anhänglichkeit. Möchten doch recht viele, ſo wie er, aus den Eingeborenen aufſtehn. Dann würde daß Werk deß Herrn unter den Heiden jehr gefördert werden.

Die gewünſchten Bilder wurden dem frommen und eifrigen Nationalhelfer ſpäter vom Botßdamer Nähverein geſchenkt und zugeſchickt, und er ließ eß ſich nicht nehmen, den lieben Damen ein beſonderes Dankſchreiben dafür zu ſenden. Mit anderen eingegangenen Gaben wurde ihm eine Geige, welche er ſich ſehr wünſchte, gerade am Weihnachtßfeſte überreicht, waß ihn ſehr erfreute und ihm zeigte, wie auch drüben jenseit deß Ozeans die Liebe zur Miſſion die Herzen durchglüht.

In diesem Jahre herrschte die Influenza auch in Afrika, und Simon wurde bei seiner Arbeit auf einem Außenplatz ebenfalls von dieser Krankheit ergriffen. Nach seiner Genesung trat er eines Morgens zu mir ins Zimmer, freilich noch recht schwach und abgemagert aussehend, was seine lange Gestalt noch länger erscheinen ließ. Ich zeigte ihm sogleich die von dem lieben Potsdamer Verein so freundlich übersandten Bilder, und es war rührend, seine Freude darüber zu sehen. Welch freundliches Lächeln erhellte seine dunkeln Züge, als er hörte, daß sie noch dazu ein Geschenk der lieben Missionsfreundinnen wären. Er hatte sich zwar vorher bereit erklärt, sie zu bezahlen, und hätte auch gern dies Opfer gebracht, obwohl er wenig Gehalt hat; aber zu seinem Zwillingsspärgchen war inzwischen noch ein Mägdelein hinzugekommen, daher war ihm die Nachricht, daß die Bilder ein Geschenk wären, sehr erfreulich.

Als ich ihn fragte, wie es ihm draußen unter den Heiden ergangen sei, sagte er zuerst: „Ach, Miß, nur über drei Texte konnte ich predigen, ich war ja so lange krank.“ Dabei hob er nach der Weise der Eingeborenen drei Finger empor, und Thränen erfüllten seine ehrlichen Augen. Ich erwiderte: „Laß nur sein, Simon, durch drei Texte kann manchmal mehr gewirkt werden als durch sechs, wenn es so des Herrn Wille ist. — Und wie ging es mit der Schule?“ fragte ich weiter. — „Gut, Miß,“ und dabei strahlte sein Gesicht vor Freude, „die Kinder freuten sich, tanzten und sprangen, als ich wiederkam. Sie hatten auch gut behalten, was ich sie gelehrt habe, und Maria hat hübsch mit ihnen wiederholt.“ — Maria ist ein junges farbigeß Mädchen, welches Simon sich zur Schulhelferin herangezogen hat.

„War die alte, böse Frau noch da, die Dir das vorige Mal fluchte?“ — „Sie war nicht da, aber es war ein Mann da, der es ebenso schlimm machte. Er sagte: „Was ist Dein Gott? Er ist nicht mehr als dieser Kürbis, den ich hier zerschneide.“ — „Du wirst anders denken, wenn Du krank wirst!“ erwiderte ihm Simon. — „Krank, o nein, wenn ich krank bin, richtet mich meine Medizin wieder auf.“ — „Aber wenn Du stirbst?“ — „Ich werde nicht sterben! Du redest Lügen,“ rief er zornig.

Dennoch verbot der Mann seinem zehnjährigen Sohne nicht, zur Schule zu gehen. Der Kleine ist nach Simons Ausspruch sehr klug, lernt schnell und gern und gewann seinen Heiland nach Kinderweise lieb. Deshalb sagte ihm Simon: „Du mußt Dir ein Neues Testament für 3 Mark kaufen, dann kannst Du selbst vom Heilande lesen.“ Der Kleine bat nun seinen Vater um das Geld. Dieser aber sagte nach obenweisend: „Geh zu Deinem lieben Gott, laß Dir von ihm das Geld geben.“

Der Knabe, dadurch nicht entmutigt, sann nach, wie er 3 Mark gewinnen könne, und verfiel auf folgendes Mittel. Jeden Tag, wenn er von der Hütte seines Vaters zum Bauernhofe ging, wo Simon Schule hielt, sammelte er einiges Brennmaterial, welches hier zu Laube aus trockenem Dünger besteht, und verkaufte dies für 3 Pence (Groschen) beim Bauern. Nach zehn Gängen hatte er 3 Mark zusammen, wofür ihm nun Simon das nächste Mal ein Neues Testament mitbringen wird.

Der Bauer, der zuerst Simon mit Argwohn betrachtete, ihn einen Übelthäter nannte und von seinem Plage werfen wollte, hat jetzt einen unserer Missionare gebeten, doch seinen Leuten manchmal Gottesdienst zu halten. Simons bescheidene, liebe Weise hat sein Herz ganz gewendet.

„Wie war es denn, als Du krank warst, wurdest Du auch gepflegt?“ fragte ich wiederum. — „Ja, Miß, die Bauern schickten Medizin und Essen, aber zuerst konnte ich gar nicht essen. Die Medizin war entsetzlich stark. Die Eingeborenen kamen und saßen an meinem Lager. Acht von ihnen thaten sich zusammen und riefen den Herrn auf ihren Knien an, mich wieder aufzurichten. Der Herr erhörte auch ihr Gebet.“

Darauf erzählte Simon noch von der Familie eines Mannes auf diesem Außenplatze, der samt seiner Tochter durch seine Predigt auch erweckt und der Herde Christi zugeführt wurde. Der Vater, der bereits ein Greis ist, wurde dann, wie auch das junge Mädchen, vor kurzem in Bethanien getauft. Bei der Frage: „Willst du getauft werden?“ strahlte das Gesicht des Greises vor Freude, und er antwortete jubelnd: „Ja, Mynheer!“ Die innigste Freude durchbebt dabei sein ganzes Wesen. Während Simons Anwesenheit auf jenem Außenplatze erkrankte die Tochter dieses greisen Mannes sehr ernst an Influenza. Bald ging es mit ihr zum Sterben. Als nun das junge Mädchen seinen letzten Kampf kämpfte und die Anverwandten klagend das Lager der Sterbenden umstanden, winkte der Vater abwehrend mit der Hand und sagte: „Laßt sie ruhig, laßt sie gehen, sie geht zu ihrem Herrn. Der Herr hat mir mein Kind gegeben, der Herr hat es wieder genommen, der Name des Herrn sei gelobet!“

So baut der Herr auch durch diesen lieben schwarzen Lehrer in Stille sein Reich und schenkt ihm so manche Frucht seiner trennen Arbeit.

Im Laufe der Jahre wurde Simons Wunsch, hinauszugehn unter die noch ganz rohen und wilden Heiden, immer größer. In Bethanien wollte man ihn der Schule halber gern behalten. Herr Sandrock hatte dann den Plan, ihn in unserer neuen Außenstation Springfontein, wo ein Kirchlein gebaut ist, und wo die Heiden reichlich zuströmen, als Helfer und Lehrer zu verwenden. Jedoch auch dieses traf seines Herzens Wunsch noch nicht, dorthin zu gehen, wo der teure Jesusname noch nicht genannt und gekannt wird. Einst war ich bei ihm in der Hütte, da sprach er mit heiligem Eifer und mit Rührung von den Armen dort, die „gern wollen“, und wo keine Arbeiter in der Ernte sind, die schon weiß ist zum Ernten. Ich sah das unzufriedene Gesicht seiner Frau bei seinen Worten, ich dachte auch daran, wie wir sein fröhliches, glaubensmutiges Wesen in der Schule und sonst vermissen würden. So sprach ich: „Simon, es ist doch schade, daß Du gehst.“ „Es ist nicht schade,“ rief er, „ich muß gehen. Dort bedürfen sie meiner.“ — Wie stark, wie heftig es ihn zu den Heiden zog, zeigt folgender Brief, den er an unseren lieben, damals in Deutschland weilenden Superintendenten Grützner schrieb:

„Meine Lehrer, von Herzen bitte ich Euch, daß Ihr meine Worte hören wollt. Vor längerer Zeit sagtet Ihr mir, daß ich würde zu den wilden Völkern gehen müssen, welche jenseit des Kafferflusses wohnen, um sie zu Gott zu sammeln. Und ich bin auch von hier aus schon selber hingegangen und habe mit Augen gesehen, wie viele Leute dort fern vom Herrn sind, und ich freute mich, daß ich gehen und sie sammeln sollte. Aber, aber, meine Lehrer, die Zeit ist vergangen, und ich bin noch hier. Ich bin dort gewesen und habe die Leute versammelt, und nirgends hat man mich gehindert. So hört doch, meine Lehrer. Wenn ein Kind auf dem Rücken seiner Mutter fest ins Fell eingebunden ist, da muß es weinen, wenn es Hunger hat, sonst vergißt sein die Mutter. So weine auch ich vor Euch und bitte: „Ach thut

doch also.“ Mein Weinen nach der Speise ist, daß ich in dem Fell sitze auf der Mutter Rücken mit „Widerfynn.“ Ich bitte Euch, meine Väter, helfst mir und laßt mich mit Freuden ziehen, denn dort ist ein großes Feld zur Arbeit. Dort wohnen viele Leute, wie Herr Sandrock sagt; ich möchte jene Leute sammeln, jenes Werk thun. Bitte, wollt Ihr hier mich losmachen, denn sonst kann es dort nicht vorangehn. Rede doch mit Herrn Sandrock, daß er mich nicht festhalte, denn Springfontein ist nahe bei Bethanien und bei ihm. Wir müssen dort die Leute suchen, wo sie noch ferne von Gott sind. Darum sendet mich, bitte, bald dahin, wie ja auch die Lehrer jenseit des Zambesi gegangen sind, um den Heiden zu helfen. So laffet auch uns thun, laffet auch unsere Lehre denen helfen, die noch ferne sind von Gott, sie in den Schaffstall zu bringen, auf daß sein Haus voll werde. Seine Gläubigen bitten noch fort und fort, daß es geschehe, und wir wollen uns freuen, wenn der Herr sie in seinen Himmel aufnimmt.“

Ich bin

Simon Zeekoe.

Simon ist jetzt wirklich mit Einwilligung der Bethanischen Lehrer nach dem sogenannten „Schwarzlande“ gegangen. Dieses öde und wüste Land bietet äußerlich nichts Anziehendes, schwärzliche Schafbüsche überziehen die Felder, hier und da sieht man die ärmlichen Hütten der noch im Heidentum besangenen Bewohner. Möge der Herr seinen Segen geben, daß der treue Simon hier das Licht des Evangeliums anzünde, auf daß aus dem düstern ein helles Land werde zu Gottes Ehre! Jes. 60 B. 1—22.

6. Auf den Diamantfeldern.

Beaconsfield, den 26. Juni 1891. Jetzt befinde ich mich auf den Diamantfeldern, von einer freundlichen Missionarsfamilie dorthin eingeladen. Kaum angekommen, merkte ich, welch ein reges Leben hier auf dem Gebiete der Mission herrscht. Alle Konfessionen der evangelischen Kirche nebst der römisch-katholischen scheinen zu wetteifern, „die andern Schafe“ aufzujuchen, um sie in die Hürde Christi einzubringen.

Gleich am ersten Morgen wohnte ich dem Unterricht des Herrn Pastor Arndt in seiner kleinen Missionschule bei. Er hält sie in seinem einfachen Kirchlein, da ihm kein besonderes Schullokal zur Verfügung steht. Etwa sechzehn arme Arbeiterkinder nehmen daran teil. Sie gaben über die gehörte Predigt ziemlich gute Auskunft, erzählten auch die Geschichte vom verlorenen Sohn zum Teil auf holländisch, zum Teil in ihrer Sprache. Die Kinder sowie die Gemeinde-Mitglieder wechseln hier fortwährend, und ist insofern die Arbeit des Missionars oft entmutigend, doch arbeitet er unermülich fort, den guten Samen austreuend „auf Hoffnung“. Die Kinder jangen auch recht hübsch, wenn man bedenkt, wie kurze Zeit sie Unterricht haben. Sie hatten eine respektvolle und doch zutrauliche Art zum Lehrer, die mir sehr zusagte. Ich selbst half ein wenig beim Unterricht, als der Missionar weggerufen wurde, die Kinder kamen zutraulich zu mir heran, mit Hülfe einiger biblischen Bilder sprach ich zu ihnen, und sie verstanden mich gut. Ein Wesleyaner Geistlicher kam dann mit Herrn Arndt zurück, und wir alle gingen hinaus und stellten uns vor der Kirche auf, die der Wesleyaner Missionar photographieren wollte. Den

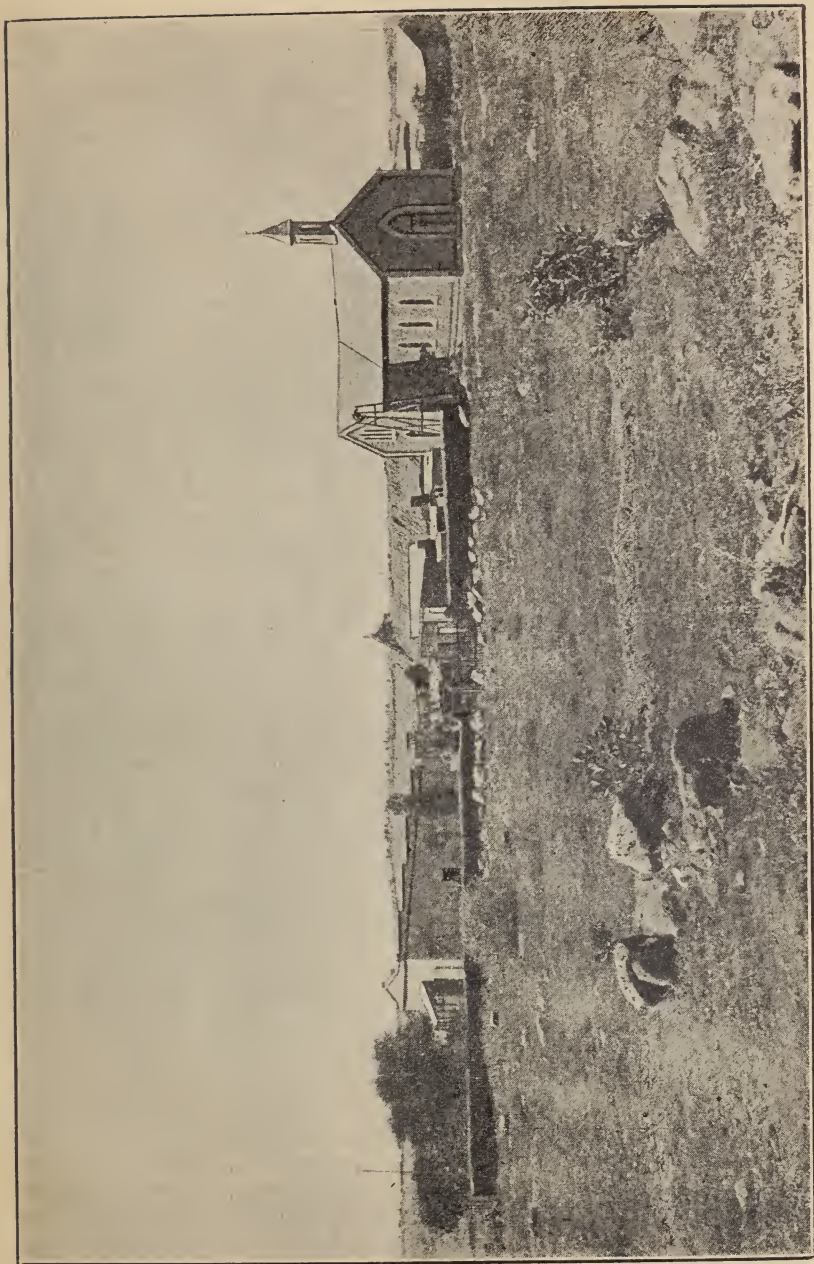
farbigen Kindern machte das großen Spaß. Frau Pastor Arndt kam auch, um mit ihrem zweijährigen Söhnchen und ihrer Dienerschaft — ihr Küchenjunge trägt den poetischen Namen Pampoen, d. i. Kürbis, das Bild zu vervollständigen.

Abends war ich wieder in der Kirche. Herr Arndt hielt Bibelstunde. Er war froh, eine ziemliche Anzahl versammelt zu sehen. Um den schwachen Besuch seines Unterrichts sowohl, wie seines Gottesdienstes zu erklären, muß man sich daran erinnern, daß die Bevölkerung hier fortwährend wechselt. Die Leute kommen, um auf dem Diamantfeld zu arbeiten; haben sie Geld verdient, so geht sie wieder, und andere ersetzen sie. Oft gehören diese Leute zu dem verkommensten Bodensatz der Bevölkerung. Viele von ihnen sind noch im tiefsten Heidentum befangen. Herr Arndt nahm mich mit in einige Hütten, die von Schmutz und Unordnung starren. Ein junges Weib saß rauchend und bereitete das Mittagmahl, ein anderes kauerte bei ihrem kranken Kinde. Einige junge Leute kamen neugierig herein, als sie uns dort sahen, und nun nahm der Missionar Gelegenheit, sie einzuladen, zu seiner Bibelstunde zu kommen. Da fingen sie an, einer nach dem andern sich zu entschuldigen. Eine Frau sagte, sie sei zu dunim, worauf ihr erklärt wurde, daß die Bibelstunde auch für die Dummen sei, eine andere sagte, ihr Kind sei krank, ein junger Mann erklärte, er gehöre zur Londoner Mission. Nun redete der Missionar ihnen in eindringlicher Weise zu und zwar in ihrer eigenen Sprache, — doch zu kommen zu Jesu, der nicht deutsch, nicht englisch, nicht Wesleyaner oder hochkirchlich sei, sondern für alle das einzige Heil. Seine Rede scheint doch insofern Eindruck gemacht zu haben, als mehrere von denen, die er nötigte, hereinzukommen, in seiner nächsten Bibelstunde waren. Da nun die meisten seiner Zuhörer Heiden waren, hatte er die Geschichte vom kananäischen Weibe gewählt, und abwechselnd auf holländisch und Setschuana legte er sie ihnen aufs eifrigste aus. Daß ein gutes Samenkoru hie und da eine Stätte finde, das ist die Hoffnung des Missionars, und hat er nicht die Verheißung „mein Wort soll nicht leer zurückkommen?“

Die Not und das Glend hier in den Diamantfeldern ist jetzt groß. Tausende haben die Gegend verlassen, da sie keine Arbeit mehr finden. Eine reiche Kompagnie hat mehrere Diamantminen geschlossen, um den Preis der kostbaren Steine zu erhöhen, die durch ihre Fülle im Werte anfangen zu fallen. Dicht bei Beaconsfield liegt die große Stadt Kimberley, eine der reichsten und bevölkertsten Südafrikas. Sie hat bedeutende Gebäude, zum Teil schöne Straßen, europäisch aussehende Läden und einen großen Marktplatz mit Droischenhalteplätzen. Dicht daneben steht allerdings der echt afrikanische Ochsenwagen mit seinen acht bis neun Paar Ochsen. Schon gestern hörte ich, daß eine Versammlung in einem Missionshause abgehalten werden sollte, wo auch Nationalhelfer, d. i. eingeborene Missionare, erscheinen würden, und wo man über verschiedene, die Mission angehende Dinge sprechen würde. Ich hatte sofort den lebhaften Wunsch, daran teilzunehmen, und Herr Arndt verschaffte mir freundlich die Erlaubnis. Abends um 8 Uhr sollte die Versammlung beginnen. Herr und Frau Arndt nebst mir und einem Farbigen machten sich also auf und wanderten in ziemlicher Dunkelheit, die nur dann und wann durch einen grellen Blitz erleuchtet wurde, dem Missionshause zu. Wir stolperten oft über Steine oder traten in tiefen Schlamm, was uns jedoch wenig kümmerte. Das

Missionshaus ist von der holländisch=reformierten Kirche gegründet und steht unter der Leitung einer Miß Ferguson, welche an einer andern Stelle eine Erziehungs=Austalt, auch für Diakonissen und Missionarinnen, hat. Dies Haus ist nur von vier Damen, welche Missionsarbeit treiben und die von der Hauptanstalt unterhalten werden, bewohnt. Wir traten in einen kleinen, nett ausgestatteten Saal. Biblische Bilder und Sprüche zierten die Wände, und einige Hymnenbücher und Bibeln lagen auf einem Tischchen in der Mitte. Die Versammlung war eine der merkwürdigsten, die ich je gesehen habe. Sie bestand erstens aus Miß Ferguson und den vier Damen des Hauses, die einen sehr sympathischen Eindruck machten, dann war ein Wesleyaner=Missionar da, derselbe, der die Kirche gestern abgenommen hatte, Herr Arndt, der deutscher Prediger und Missionar ist, dann ein anderer Geistlicher der reformierten Kirche und andere der Mission nahestehende Damen; das Haupt=Kontingent stellten die farbigen Missionare, die fast eben so vielen Bekenntnissen angehörten, als sie Stämme und Dialekte vertraten. Sie saßen erst schweigend auf ihren Stühlen da, nur von Zeit zu Zeit durch ein Nicken oder einen Blick ihre Teilnahme an dem Vorgehenden zeigend. Zuerst fand eine kurze Verhandlung über das Eingangslied statt, welches gesungen werden sollte — ob englisch, holländisch oder kaffersch? Man entschied sich für die Sprache der Eingeborenen, und es wurden zwei Lieder in verschiedenen Dialekten gesungen. Herr Arndt hielt eine kurze Ansprache auf holländisch, worauf Mr. Morres das Gebet auf englisch sprach. Ich konnte nicht umhin, an das Psalmwort zu denken: „Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre.“ Diese kleine Vereinigung der verschiedensten Sprachen, Nationen und Konfessionen war so ganz nach meinem Sinn, daß eine hohe Freude mein Herz erfüllte. Nach dem Gebet wurde von den Damen des Hauses und einem schwarzen Helfer Thee und Kuchen herumgereicht, was der Versammlung etwas Gemütliches gab. Nachher schlug Mr. Morres als Gesprächsthema des Abends vor: „Der Aberglaube unter den Heiden, und inwieweit dieser durch das Christentum hinweggethan sei.“ Er selbst begann sogleich, aus seiner missionarischen Thätigkeit einige Greuel des Heidentums zu berichten, und fügte dann einiges von ihrem Aberglauben bei, wovon ich hier nur folgendes wiedergebe:

Eine Frau, die sich verheirathet, darf nie den Namen des Vaters ihres Gatten aussprechen, weil daraus schreckliches Unglück für ihre Familie entstehen würde. Selbst Worte, in denen eine Silbe aus diesem Namen vorkommt, muß sie vermeiden, und sie braucht dann eine lange Umschreibung, um den genannten Gegenstand zu bezeichnen. Einst kam ein junges, bereits christliches Paar zu Mr. Morres. In seinem Gespräch mit der Braut traf es sich, daß sie den Namen des zukünftigen Schwiegervaters aussprechen sollte. Sie wollte nicht. Der Missionar sagte, „Du, eine Christin, hältst noch fest an diesem heidnischen Aberglauben? sprich den Namen!“ Sie schüttelte den Kopf. Da ließ er sie nebst dem Bräutigam in der Kirche sitzen und ging nach Hause, — das Paar war gekommen, um sich trauen zu lassen — indem er sie aufforderte nachzudenken. Nach ungefähr einer Stunde kam ein Bote mit der Nachricht, daß sie jetzt bereit sei, das Verlangte zu thun. Vor wenigen Tagen kam hier in Kimberley ein Gelehrter zu ihm, der behauptete, von einer Korannafrau bezaubert und deshalb krank zu sein. Ein anderer holte sich ein Weib, welches zaubern



Hentonsfield.

konnte, und fragte sie, woran es läge, daß er keine Diamanten finde, er müsse behext sein. Als bald begann sie ihre Ceremonien, grub dann die Erde in seiner Hütte auf, holte ein Horn mit schwarzem Staub oder Pulver hervor und sprach: „Dies war die Ursache, daß Du keine Diamanten fandest.“ Wahrscheinlich hatte das Weib das Horn vorher dort vergraben.

Nun stand ein Nationalhelfer auf und berichtete ungefähr folgendes: „Als ich noch ein kleiner Knabe war, — er bezeichnete seine damalige Höhe mit der Hand unglaublich gering — wohnte ich bei meinen Eltern, welche Heiden waren. Wenn nun der König unseres Volkes stirbt, so muß bei seinem Grabe ein Stier geschlachtet werden, — nicht eine Kuh, nicht ein Ochsz — nein, ein Stier. Dieser Stier muß schwarz sein, pechschwarz, nicht ein weißes Fleckchen, nicht ein anderes Fleckchen darf an ihm sein, nein, ganz und gar schwarz muß er sein. Dann wird die Haut von dem Tier abgezogen, der Leichnam des Königs wird hineingehüllt, und wenn er aufersteht, wird der schwarze Bulle vor ihm hergehn; der König wird ihm folgen. — Wir haben auch Regenmacher. Wenn nun eine trockene Zeit ist, werden sie gerufen. Ich erinnere mich, wie sie einst kamen, wie sie beteten und ihre Ceremonien verrichteten, aber Regen kam nicht. „Dies,“ sagten sie, „muß eine Ursache haben.“ Sie schauten hinaus nach Sonnenaufgang zu und sahen dort ein kleines Kind auf einem Korbe sitzen. „Dies“, sagten sie, „ist der Grund, und unsere Feinde haben das Kind dorthin gesetzt, um den Regen zu verhindern.“ Er erzählte noch mehreres, worauf Herr Arndt fragte: „Wie aber steht ihr zu diesem Aberglauben, wenn ihr Christen geworden seid? Haltet ihr noch daran fest?“ „Diese Frage“, antwortete der Jüngling, „ist sehr schwer zu beantworten. Ich möchte Sie aber fragen: „Was thaten die Weißen, welchen Aberglauben hatten sie, ehe sie Christen wurden?“

Er hatte holländisch gesprochen. Nun erhob sich ein Mann, der sogleich mein ganzes Interesse erregte. Eine Wolke düsteren Unmuths schien nicht allein über seinem schattigen Gesicht, nein über seiner ganzen Erscheinung zu lagern. Er sprach einige Sätze in seiner Sprache, die der eingeborene Geistliche so dolmetschte: „Die Herren haben auf englisch und holländisch gesprochen, ich habe sie nicht verstanden, ich frage, was ist der Gegenstand der Besprechung des heutigen Abends?“ Nachdem ihm das erklärt worden, sagte er: „Wenn ich gefragt werde nach dem Aberglauben meines Volkes, so kann ich darüber Auskunft geben. Soll ich berichten über unsere heidnischen Gebräuche, so weiß ich darüber Bescheid. Will man von mir über Regenmacher und Zauberer hören, so bin ich der Mann, darüber zu berichten, denn ich selbst bin der Sohn eines Zauberers!“

Nun gab er einige, wenn auch ganz geringe Auskunft. Z. B. daß die Zukunft hauptsächlich durch das Werfen bestimmter kleiner Knochen, Dosseln genannt, erforscht wird, ähnlich wie es unsere Kartenlegerinnen mit den Karten machen. Dann sprach er: „Was aber thaten die Weißen, als sie noch Heiden waren? Hatten sie nicht auch solche Gebräuche, und übten sie nicht auch Grellet aus? Und ich frage noch: „Warum sind die Weißen, die sich Christen nennen, so gottlos? Warum entheiligen sie den Sonntag durch Arbeit, warum trinken, spielen sie?“ Man sah dem Mann die Unzufriedenheit darüber an, daß Leute, die sich als Herren betrachteten, oft viel schlechter sind als die Eingeborenen. Hier gerade auf den Diamantfeldern

haben sie Gelegenheit, alle Untugenden der Weißen zu beobachten. Leider war es inzwischen schon spät geworden, und niemand gab dem Manne Auskunft. Ein Gebet schloß die Versammlung. Der deutsche Missionar wies noch besonders darauf hin, daß mit dem Christentum all solcher Aberglaube hinfallen und aufhören müsse.

Heute morgen sind wir trotz des strömenden Regens zur Stadt gefahren. Herr Arndt hat eine Karre und ein Stationspferd, welches ihm bei den weiten Entfernungen vortreffliche Dienste leistet. An den Minen vorbei fuhren wir nach Wesselson, einer Vorstadt Kimberleys, wo Herr Arndt eine Schule von Mischlingskindern hat. Ein junger Nationalhelfer, der von der englischen Hochkirche ist, hält die Schule. Das ist überhaupt hier schön, daß die verschiedenen evangelischen Kirchen sich nicht schroff gegenüberstehn, sondern sich gelegentlich helfen. Ein kleiner, dürftig ausgestatteter Raum nahm uns auf. Etwa 30 Kinder, Knaben und Mädchen, von dunkelster Schattierung bis zum zartesten Blond, erwarteten etwas unruhig und lärmend den Anfang des Unterrichts. Der junge Lehrer, Mr. King, selbst ein Mischling von fast weißer Gesichtsfarbe und kaukasischen Zügen, hatte in seinem Verhalten etwas von dem ernst Reservierten der Geistlichkeit seiner Kirche. Der Unterricht wurde in englischer und holländischer Sprache erteilt. Die Kinder sangen ein englisches und dann ein holländisches Kirchenlied. Der Missionar zeigte ihnen dann die Photographie seiner Kirche und seines Hauses, zu welcher letzteren die Kinder auch mitgesehen hatten, und es war ihnen nun ein großes Vergnügen, sich selbst aufzusuchen. Lebhaftere kleine Menschen waren sie, einige unter den kleinen Mädchen wunderhübsch mit Lockenhaar und feurigen blauen Augen. Wir gingen dann noch zu einer Mischlingsfamilie, wohin mehrere andere Männer und Frauen kamen, um den Missionar zu sehn. Eine junge Frau, Elisabeth, machte ihm Vorwürfe, daß er sie so lange nicht besucht, und sie sei doch in der Kirche gewesen. Der Missionar suchte ihr klar zu machen, daß er doch nicht für jeden Kirchenbesuch eine Gegenwiste machen könnte, versprach aber bei nächster Gelegenheit zu ihr zu kommen. Die Einrichtung des Hauses war ärmlich und ungemütlich, doch die Bauart wie die Häuser der Weißen.

Soeben komme ich von einem Gang in die Stadt zurück. Ich hatte unterwegs mehrfach Gelegenheit, mit armen Eingeborenen zu sprechen. Gleich zuerst ging ein Kaffernweib in meiner Nähe, die einen tieftraurigen Ausdruck in ihren Zügen hatte. Sie flüsterte halblaute Worte vor sich hin, und ich fragte sie, was sie spräche? Sie sagte, sie sei in der Lokation (besonderer Stadtteil für Farbige) gewesen und habe ihre Schwester besucht. Sie sei nun schon sechs Jahre in Kimberley. Ich fragte sie: „Sind Sie gern hier?“ „O nein“ antwortet sie „es ist ein schlechtes Leben in Kimberley.“ „Sind Sie eine Christin?“ fragte ich weiter. „Ich war früher eine in Queenstown, aber hier bin ich es nicht.“ „Warum nicht?“ „O, das Leben hier ist so schlecht. Mein Vater ist gestorben, mein Söhnchen ist gestorben, mein kleines Mädchen ist auch tot.“ Ich redete ihr freundlich zu und bat sie, sich wieder zu dem Herrn Jesu zu kehren, der alle Menschen und besonders die Armen, Kranken und Verlassenen liebe. Der Frau traten die Thränen in die Augen, und ihr ehrliches, trauriges Gesicht war von Nührung bewegt. Ich bat sie, in die nahe Kirche zu gehn, wo Herr Arndt so schön von der Liebe des Herrn Jesu erzähle, der gesagt hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.“ Ich versprach ihr,

sie zu besuchen, was sie sehr zu freuen schien. Sie sagte mir, sie habe eine englische und eine kaffrische Bibel, lese auch darin, aber beten — nein, das thäte sie nicht mehr, dazu sei sie zu schlecht. Selten habe ich jemand gesehen, der einen so wahren Eindruck der Traurigkeit über eigene Schlechtigkeit machte, als sie. Ein paar andere Frauen hatten sich zu uns gesellt und hörten verwundert zu. Eine fing spöttisch an zu lachen, die andern jedoch lauschten ernsthaft meinen Worten. Dann sah ich eine dunkle Frau mit goldenen Nasenringen und einer Masse silberner Armringe vor der Thür kauern, ihre Hände über einem Kohlenbecken haltend. Ich redete sie an. Sie sagte, sie verstehe nicht Englisch, nur Indisch, sie sei aus Indien. Ein brauner Mann kam herbei und gab mir Auskunft. Ich fragte, ob er zur Kirche gehe. „No,“ erwiderte er, „here is no „Indian“ church.“ „Das thut nichts,“ erwiderte ich, „der Herr Jesus ist überall.“ Ernst und nachdenklich hingen des Mannes dunkle Augen an meinen Lippen, besonders als ich vom Himmel, den goldenen Straßen, der Ruhe dort oben und der Liebe des Heilandes zu allen Menschen sprach. Noch zu mehreren war es mir vergönnt zu sprechen. Zuletzt kroch ich in eine Hütte, welche nur aus Wellblechstücken und Säcken zusammengesetzt war. In ihr fand ich eine Frau mit einem zwei Tage alten Kindehen. Zwei größere Kinder kauerten am Feuer. Ich lud das Mädchen ein, zur Schule zu kommen, sie schien auch große Lust zu haben. Dann sprach ich zu der Frau. Das arme Ding hatte nicht viel anzuziehen und bat mich um ein Hemblein für ihr nacktes Kindehen. Welche Noth, geistliche und leibliche, herrschte hier! Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende.

Den 1. Juli fuhren Frau Arndt, ich und der kleine Wilhelm nach Pniel. Dieser Name hatte schon aus der Ferne eine große Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Die ganze herrliche, wunderbare Geschichte am Jordan und das Wort „ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen“ tritt mir wieder vor die Augen. Auf dem Wege, der durch kahle, mit niedern, sogenannten Büschen bewachsene Felder, die durch keine Hütte der Eingeborenen unterbrochen sind, begrenzt wird, sahen wir einen toten Mann liegen. Es war ein Eingeborener, der im Trunke vom Pferde gefallen und so gestorben war. Er lag in ein weißes Tuch gehüllt, und es war mir ein schrecklicher Anblick, einen Toten so auf freiem Felde liegen zu sehen. Pniel liegt nicht fern vom Baalfluß, der die nördliche Grenze des Oranje-Freistaats bildet. Schöne Bäume bewachsen seine Ufer, so daß es mir sehr erquickend war, Wasser und Bäume zu sehen, ein Anblick, der mir seit sechs Monaten nicht zu teil geworden war. Die Missionsstation, wo wir von den liebenswürdigen Missionarssfamilien Baumbach und Westphal aufs freundlichste empfangen wurden, liegt höher auf dem angespülten Boden. Die Kirche wurde erst im vorigen Jahre eingeweiht und hat schon tiefe Risse, da es ihr an festem Grunde fehlt. 56 Fuß tief hätte man müssen graben, um auf Fels zu kommen oder vielmehr festen Boden zu finden. Ich sah am folgenden Tage ein Grab graben, eben das für den armen Verunglückten; loser Sand, mit kleinen Steinen vermischt, bildete den Grund. Der Sarg war flach, wie ihn die Eingeborenen überhaupt zu machen pflegen. Ein Koranna hielt die Grabrede holländisch, ein anderer ein langes Gebet auf Korannisch, wovon ich nur das fortwährend wiederkehrende Wort ko ko tsche verstand, welches soviel wie Herr bedeutet. Tiefer Ernst und feierliche Ordnung herrschte beim Begräbniß, obgleich kein weißer Prediger anwesend war.

Den 3. Juli. Heute gingen wir früh auf einen Hügel, um dort Eingravierungen der Eingeborenen aus vorchristlicher Zeit zu betrachten. Auf den lose hingeworfenen Steinen befinden sich wieder mit kleinen Steinen eingegrabene oder eingekloppte Zeichen, die verschiedenen Tiere darstellend, welche früher die Gegend hier belebten. Da sah man einen Strauß, einen Springbock, Giraffe, Nashorn, Elefant, ein fettes Schwein, Krabben, Frösche, Skorpionen, Fische u. s. w. Schon waren diese Zeichnungen stark verwittert, die Steine zum Teil zerpalten und die Tiere dadurch verstümmelt. Man hat versucht, die Steine auszurammen, um sie nach Berlin zu schicken, aber hat die Versuche als zu schwer aufgegeben*). Vom Hügel aus hat man einen schönen Blick über den Vaalfluß, der hier einen starken Bogen macht, der bent genannt. Gestern wollten wir Boot darauf fahren. Er kam jedoch, nach dem landesüblichen Ausdruck, so stark ab (d. h. er führte soviel Wasser herunter von den Bergen), daß wir es nicht wagen durften zu fahren. Es ist in solchem Falle oft sehr schwer, eine Landungsstelle zu finden.

Auf dem Heimwege besuchten wir die Frau des Kutschers, natürlich eine Eingeborene. Joseph, so ist des Kutschers Name, hat sich selbst ein Haus aus roter Erde aufgebaut und eine Mauer ringsum aufgeführt. In dem Häuschen sah es sehr sauber aus, und schon dadurch, daß man aufrecht durch die Thür gehen konnte, machte es einen zivilisierten Eindruck; ein großes Bett stand im Hintergrunde des Zimmers, durch einen Vorhang verhüllt, zwei sehr hübsche Stühle, zwei Tischchen, Bretter an der Wand, mit buntem Geschir befestigt, zwei Blechgefäße mit schöner Milch, alles machte den saubersten Eindruck. Die Frau war beschäftigt, Wäsche zu stärken, um sie nachher zu plätten. Sie hat ein kleines Mädchen von zwei Jahren, welches aber nicht bei ihr, sondern nach einer unter den Eingeborenen herrschenden Sitte bei den Großeltern lebt. Die Frau war sehr erfreut über unsern Besuch und erzählte, daß sie die vorige Woche 6 Schillinge für Butter eingenommen hätte.

Wir fuhren zwei Karren voll Menschen hinunter zum Fluß, dorthin, wo eine große schöne Eisenbahnbrücke, die auf steinernen Bogen ruht, hinüberführt. Wunderhübsch waren hier die Ufer des Flusses mit Weiden und anderen Bäumen bewachsen, deren Laub jetzt zur Winterzeit rötlich und goldig schimmerte. Gewaltig zog und gurgelte das Wasser unter der Brücke fort, Blätter, Stöckchen und kleines Strauchwerk mit sich führend, ein Zeichen, daß die Wasser angeschwollen waren. Die Farbe derselben war fahlgrau, woher der Strom auch seinen Namen hat. Frau Missionar Westphal erzählte, daß vor kurzem der Fluß so angeschwollen war, daß er bei der Station einen großen See bildete, auf dem man mit einem Segelboote fahren konnte. Zuerst, als die Wasser herunter kamen, waren sie ganz und gar mit Pfirsichen bedeckt, dann wurden ganze Bäume und Sträucher, dann Karren, Ochsen, Pferde und auch Menschenleichname in rasendem Lauf vorbeigeschwemmt. Nicht fern von der Brücke erhoben sich hübsche Berge, zwischen denen malerisch genug die kleine Stadt Barkley lag. Ein Ausruf der Freude entschlüpfte mir: „Berge, Wasser, Bäume!“ Alles Dinge, die ich lange nicht gesehen hatte. Ein wenig wie zu Hause, dachte ich. Mitten im Flusse liegt eine hübsche, dicht mit Bäumen bewachsene Insel, auf der die Barkleyer manchmal ein

*) Später gelangen erneuerte Versuche Herrn Westphals. Die Steine waren auf der Kimberleyer Ausstellung.

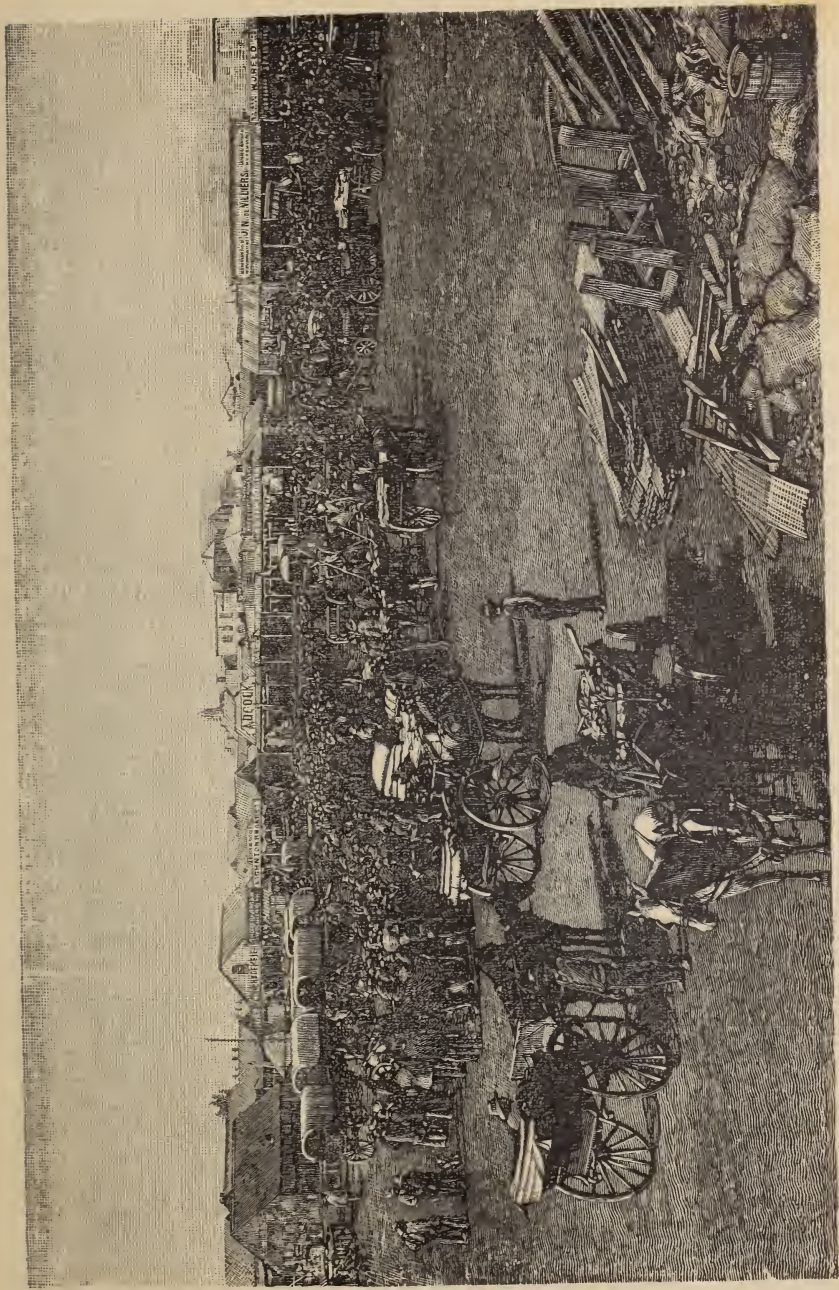
Picnic haben. Wir fuhren durch die Stadt und bei einigen Korannahütten an. Ein anderer Missionar, Herr Gker, fragte nach seinem Pferde, welches ihm am vorigen Tage von Pniel ausgerissen war. Die Leute kauerten vor ihren Hütten, die Feuer dampften, in den großen, dreifüßigen Töpfen kochten sie ihr Mahl; ein recht fremdländisches Bild. Später fuhren wir noch einmal an den Fluß. Hier sah man die Spuren früherer Kultivierung: Feigenbäume, jetzt im Winter blattlos und silberweiß, mit ihren vielfach verschlungenen Ästen wie Geisterbäume schimmernd! Reste von einer Drahtumzäunung, angelegte Terrassen, die zum Fluß hinunterführen. Ein Deutscher hatte hier früher einen Garten angelegt. Er kostete aber soviel und trug so wenig ein, daß er die Sache aufgab. Diese Spuren eines mißglückten Versuchs machten einen traurigen Eindruck. Man trifft dergleichen öfter in Afrika, z. B. einen alten Dampfkessel mitten in wildem Gestrüpp, oder ein Gebäude, dem Verfall preisgegeben. Auf dem Felde weideten Ziegen und Schafe, und friedlich erhob sich die Hütte des farbigen reichen Besitzers. Es scheint dies der Idealzustand für Südafrika zu sein.

Kimberley, 6. Juli. Von Herrn Missionar Meyer freundlich aufgefordert, hatte ich heute den großen Vorteil, die Kompounds und etwas von der Diamantenwäsche zu sehen. Die Kompounds sind große, festumzäunte Höfe, in denen die Diamantengräber für die Zeit ihrer Arbeit abgeschlossen werden. Getrennt von Weib, Kind und Familie, leben sie hier, freiwillige Gefangene. Sie gehen von ihren Wohnungen durch hochumwallte Gänge zu den Arbeitsfeldern; über ihren Häuptern ist ein Drahtnetz ausgespannt, daß sie nicht etwa Diamanten durch Werfen beiseite schaffen können. Der Hauptschacht ist 1250 Fuß tief, dort graben sie die bläuliche Erde aus, welche die Diamanten enthält. Finden sie beim Graben einen besonders großen, schönen Stein, so nehmen sie ihn auf, liefern ihn ab und erhalten Prozente dafür. Sonst wird die Erde heraufgeschafft, auf Feldern ausgebreitet, wo sie theils durch den Einfluß der Luft, theils durch Besprengen mit Wasser zerfällt, dann wird sie in die Diamantenwäsche gebracht, wo die edlen Steine herausgewaschen werden. Doch ich wollte von den Kompounds erzählen. Nachdem wir unsere Erlaubnisarten abgegeben hatten, führte uns der Aufseher in den großen viereckigen, verschlossenen Raum. 1500 Menschen wohnen augenblicklich darin. Ihre Wohnungen ziehen sich an der Mauer entlang und bilden alle zusammen vier gerade Fronten. Die Eingeborenen saßen und lagen in malerischen Gruppen auf dem Plage umher. Ein dumpfes Stimmengewirr schlug an unser Ohr. Zuerst führte uns der Aufseher in den Laden, wo der Eingeborene alles kaufen kann, was zu seinen einfachen Lebensbedürfnissen gehört, wollene Decken, Stiefel, Zucker, Thee, Pfeifen und leider auch Dacha, ein wilder Hanf, den die Eingeborenen rauchen, und der eine ähnliche Wirkung hat wie Opium. Da die Diamantenarbeiter unter keiner Bedingung die Kompounds verlassen dürfen, so sind sie gezwungen, hier alles zu kaufen, und leider nimmt die Gesellschaft hohe Prozente, sodaß der arme Mann gezwungen ist, schon hier einen großen Teil seines Einkommens wieder auszugeben. Als Beispiel der Übertreibung hier diene nur, daß eine Decke, die in der Stadt 10 Sch. kostet, hier für 17 Sch. verkauft wird, und ein Paar Stiefel, das draußen 15 Sch. kostet, hier mit 1,10 Pfd. Sterl. bezahlt werden muß. Eine andere empörende Einrichtung ist, daß der Arbeiter einen Paß für eine gewisse Anzahl Monate nehmen muß; er geht dann in die Kompounds und muß bleiben, bis sein Paß abgelaufen ist. Nun kommt

es vor, daß nicht alle Kräfte gebraucht werden, dann liegt er wochenlang müßig da, erhält keinen Lohn und muß sich selbst erhalten. Er würde natürlich oft dazu nicht im Stande sein, wenn ihn nicht seine Stammesgenossen, die mit ihm im Compound sind, erhielten. Diese schöne Sitte herrscht unter den Eingeborenen, weshalb absolute Armut bei ihnen selten ist. Es war auch ein Schlächterladen da, in dem auch Zwiebeln und süße Bataten verkauft wurden; die ersteren werden in rohem Zustande verzehrt. Höchst interessant war es nun, die Gruppen der Eingeborenen zu betrachten. Sie waren zum größten Teil beschäftigt, sich ihr Mahl zu bereiten. Die dreifüßigen Eisentöpfe standen über dem offenen Feuer, und in das kochende Wasser rührten sie Maismehl, bis es ein steifer Brei wurde, so steif, daß sie ihn nachher mit den Händen hielten und wie Kuchen verzehrten. Auf den Kohlen lagen schmale, lange Streifen Fleisch oder Knochen mit Fleischteilen, die sie dann, ein wenig angebraten, herausnahmen und abnagten. Ein wild heidnisch aussehender Mann schwang gerade einen großen Knochen empor und biß mit tierischer Gebärde in das noch blutige Fleisch. Andere hatten schon gegessen und pflegten der Ruhe. Ein Mann stückte sich einen Ledergurt mit Kupferdraht vermittelt eines Pfriemens, und ich muß sagen, daß sein Kettenstich ebenso hübsch war, wie der mancher europäischen Dame. Sein Kamerad lag neben ihm und las ein Setschuana-Buch. Die noch heidnischen Arbeiter sehen mit Verdacht und Mißgunst auf die in den Büchern Lesenden. Sie sagen: „Diese Leute sind gestorben, sie tanzen nicht mehr, sie thun nicht, was dem Fleische wohlgefällt, sie schauen in die Luft und reden mit jemandem, den man nicht sehen kann, sie sind wahnsinnig oder vielmehr, sie sind tot.“ Das sagen sie, weil die in Büchern Lesenden Christen sind. Jetzt kamen wir zu einem der Unglücklichen, die Dacha rauchen; sie sind den Trunkenbolden zu vergleichen, denn auch sie können nicht von dem verderblich berausenden Genuß lassen. Sie stecken den Dacha in merkwürdig kleine Pfeifchen von Thon oder Rästchen von Blech, welche zwei Öffnungen haben, eine, um den Dacha hineinzustopfen, die andere, um den Rauch herauszulassen. Ich sah dem Manne zu, wie er es machte. Er zündete den Dacha an. Dann, als der Rauch in dünnem Strahl heraustram, füllte er seinen Mund mit Wasser, zog den Rauch des Dachas ein, spie das Wasser aus und verschluckte den Rauch, worauf er einen heftigen Hustenanfall bekam, so schlimm, daß er sich auf der Erde wälzte. Dieser Husten und der Zustand dabei ist dem Raucher ein äußerst angenehmer. Der Missionar beugte sich zu ihm nieder und sagte auf seine Sprache: „Freund, Du tötest Dich selbst.“ „Ich weiß es,“ erwiderte er, „doch ich kann es nicht lassen.“ Herr Meyer sagte mir, daß sie gewöhnlich antworten: „O nein, es giebt uns Kraft, es ist so schön!“

Wir kamen nun zu einer Gruppe Christen, deren ganzer Gesichtsausdruck sich von dem wilden, stumpfen der Heiden auffallend unterschied. Die Gesichter sahen offener, intelligenter, die Augen ausdrucksvoller und freundlicher aus. Sie erwiderten den Gruß des Missionars freundlich und lauschten, als er ihnen erzählte, ich sei erst kürzlich von Deutschland gekommen, weil ich die schwarzen Leute gern habe, und sei gekommen, um sie mit zu unterrichten. Er sagte es ihnen kaffersich, worauf die ungefähr 50 Leute plötzlich zu mir aufsahen und 100 weiße Zahnröhren mich freundlich anfunkelten, was einen ganz eigentümlichen Eindruck auf mich machte. Der Aufseher führte uns nun in das neueingerichtete Hospital, welches aus

einem Hof und zwei Krankensälen besteht. Alles war sehr reinlich. Die Kranken ruhten auf eisernen Bettstellen. Kein überzogene Kissen und bunte wollene Decken bildeten das Bettzeug. Ich versuchte, mit den armen Kranken zu reden, was mir auch, halb englisch, halb holländisch, gelang. Es ist immer eine solche Freude, einen Strahl des Verständnisses oder der Zustimmung in diesen armen, stumpfen oder traurigen Augen zu erwecken. Ofters, wenn ich die Heiden frage, ob sie Jesum kennen, sagen sie: „Nein, Miß“; frage ich dann weiter: „Kennst Du Gott, der alle Dinge geschaffen hat?“ so sagen sie: „Ja, Miß“ und schauen nach oben. Sie haben doch eine Ahnung von einem höheren Wesen, haben auch wohl teilweise davon durch die Weißen oder durch ihre christlichen Brüder gehört. Das ist nun ein Segen der Diamantfelder, wo soviel Sünde und Elend herrscht, daß hier, wo so viele Völker und Nationen zusammenströmen, und wohin auch die wilden Heiden aus dem Innern kommen, diese hier dem Christentum nahe gebracht werden. Sie kommen, um Diamanten zu suchen, und finden vielleicht die eine köstliche Perle. Die Missionare gehen nun in die Komposts, zu denen sie stets freien Zutritt haben, und versuchen, einige zusammen zu bringen, um die gute Botschaft ihnen zu verkündigen. Herr Meyer erzählte mir, wenn er Zeit habe, gehe er eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes hinein. Er hat eine kleine Glocke, die er läutet, und dann geht er von Gruppe zu Gruppe und ladet die Leute ein zu kommen. Dann erzählt er ihnen etwas Interessantes, — am sichersten ist er, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn er etwas über ihren Stamm, ihren Häuptling zc. zu berichten weiß — und hat er dann von den 1500 etwa 20—30 oder einige mehr zusammen, dann geht er von den Nachrichten über zu dem Ginen, was not ist. Es ist ein kleiner Betstuhl da, der zugleich als Schule benutzt wird, einfache hölzerne Bänke füllen ihn, und einige Bilder, biblische und naturgeschichtliche, schmücken die Wände. Dieser Saal wird abwechselnd von den Lutheranern, Wesleyanern und Hochkirchlichen benutzt, welche friedlich nebeneinander arbeiten, daß nur auf irgend eine Weise einige für den Herrn gewonnen werden. Wir wurden vor dem Ausgang noch aufgefordert, unsere Namen in ein Buch einzuschreiben. Eine Aukrif hatte die Aufschrift „remarks“, und ich sah, daß ein Herr „wonderful“, ein anderer „most interesting“ geschrieben hatte. Ich schrieb „wish them all to be saved!“ — Wir verließen dann die Komposts, um die Maschinen zu besichtigen. Wir traten an den Schacht, der 1250 Fuß tief in den Schoß der Erde führt, und sahen einen der Eisenkäfige herauffahren, der Diamantenerde brachte. Nicht weit davon führte eine flache Treppe in dieselbe Tiefe hinab. Wir begannen sie hinabzusteigen. Feurige Gluthize wie Hölleateme schlug uns entgegen. Donnernd rollten die „Trucks“ an uns vorbei, jedesmal die Luft verdichtend. Das Geländer war mit schwarzem, klebrigem Stoff bedeckt, heiße Tropfen fielen von Zeit zu Zeit auf uns herab. Dennoch stiegen wir mehrere Hundert Stufen hinab. Ich sah von fern ein Licht schimmern und meinte, nun bald unten zu sein, als ich plötzlich von oben einen Ruf hörte, der uns ängstlich aufzufordern schien, umzukehren. Wir drehten um und begannen den Aufstieg. Gegen den heißen Luftstrom anzukämpfen, war schwer, doch stiegen wir schnell, trotz der Müdigkeit. Oben erwartete uns ein Herr, der uns schon hatte nachsteigen wollen, um uns zu warnen, da wir sicher bald in Ohnmacht gefallen, dann hinuntergestürzt und verunglückt wären. Recht schmutzig, glühend und nur schwer Atem schöpfend kam ich wieder ans



Kimberley.

Tageslicht. Meine hübschen gelbseidenen Handschuhe waren ganz verdorben. Wir fuhren nun zu einer Diamantenwaschanstalt hinaus. Die Diamantenerde wird hier in einen nassen Schlamm verwandelt und durch verschiedene Siebe getrieben, dann vermittelt großartiger Maschinen von den kleinen Steinen getrennt, in denen die Diamanten enthalten sind. Der Schlamm fließt ab — im Laufe der Jahre um Kimberley Schlammergebirge bildend — die Steine werden gewaschen, fünf bis sechsmal durchgearbeitet und die edlen Steine herausgelesen. Ich sah die Arbeiter sitzen und mit Instrumenten, die einem nach vorn breiter werdenden stumpfen Messer gleichen, die Steine hinwegstreichen. Ich sah Diamanten von der Größe einer Erbse bis zu der einer Haselnuß und einige, die noch größer waren. Es kommt aber noch sehr darauf an, ob sie gelblich oder hell oder gar weiß sind; dann haben sie oft eine schlechte Stelle „Flaw“, so daß beim Schleifen der Stein bedeutend kleiner wird, als er anfangs war. Ich sah auch einen weißen Mann von bleicher, ungesunder Gesichtsfarbe bei den größeren Steinen sitzen, um sie zu verlesen. Ich fragte ihn, wieviel er dafür bekäme. „Die Woche 5 Pfund Sterling,“ antwortete er. „Ist es für Sie von Interesse, wenn Sie einen Edelstein finden?“ „Ganz gleichgültig“, war seine Antwort. Mich interessierten die farbigen Arbeiter mehr, als die von ihnen verrichtete Arbeit. Auf ihren groben dunkelblauen Jacken trugen sie groß mit roter Farbe eine Nummer gemalt. Es waren Strafgefangene, welche der Kompagnie von der Regierung überlassen werden, wofür letztere einen Geldersatz erhält. Die Kompagnie giebt ihnen die Kost, hat aber ihre Arbeit bedeutend billiger, als die von freien Menschen, denn sie selbst erhalten natürlich nichts. Sie sollen gut versorgt werden. Tief innerlich leid thaten mir diese armen Menschen, die vielleicht aus Mangel an Erziehung und aus Unwissenheit in das Verderben hineingeraten waren. Auch sagte man mir, daß die Strafen für die Eingeborenen sehr streng bemessen seien. Von Weißen werden sie z. B. verführt, Diamanten zu stehlen, und bekommen dann, wenn es herauskommt, neun Jahre Strafarbeit. Ich grüßte die Armen freundlich mit dem Betschuanengruß „dumela“ und erhielt ein ebenso freudiges „Eh!“ zurück. Die Arbeitszeit war eigentlich für den Vormittag vorüber. Der Oberaufseher jedoch, ein alter, freundlicher Mann, hatte die Mittagsstunde um unseretwillen verlegt, weil eine englische Dame, eine Missionarin, Fräulein Casati, schon am demselben Nachmittag nach London abreisen wollte. Er schenkte uns auch jedem eine Dütte kleiner Granaten, welche zwischen der Diamantenerde gefunden und nicht weiter verwertet werden.

Als ich zu Pastor Arndts zurückkehrte, waren inzwischen der junge Herr Heese aus Adamschoop mit seiner Schwester, die in RIVERSDALE Lehrerin der Eingeborenenschule ist, und seinem jungen Bruder angekommen. Wir verlebten noch einige angenehme Stunden, dann reisten die Fremden ab nach Bethanien. Einige Tage später fuhr ich auf die Kimberleyer Missionsstation, wo die Missionare Herr MEYER und Herr EDER wohnen. Es war von großem Interesse für mich, die dortige Missionschule kennen zu lernen. Es ist hier in der Kolonie ganz anders, als bei uns in Bethanien. Schulzwang herrscht nicht. Die Kinder, welche da sind, sind also Freiwillige oder doch deren Eltern. Herr Missionar MEYER hatte, so schien es mir, seine Schule vortrefflich im Zug, trotz der vielen Abteilungen, die er wegen des verschiedenen Alters der Kinder notwendigerweise haben muß. Ein Junge hatte sogar sein zweijähriges Schwesterchen mitgebracht, das sich jedoch im ganzen merkwürdig artig

verhielt und nur zweimal in Weinen ausbrach, wenn ihm die Geschichte gar zu ungemüthlich vorkam. Die Kinder sangen, wußten eine große Menge von Sprüchen auswendig, erzählten zwei biblische Geschichten recht gut, beantworteten Fragen mit einer Lebhaftigkeit und Freudigkeit, daß sie von ihren Bänken aufsprangen und sich auf den Lehrer zubrängten. Nun hatten sie auch englische Stunde, und ich staunte, wie gut die neun- bis zehnjährigen Kinder buchstabierten, wie nett sie lasen. Leider gehn sie meist mit zwölf Jahren schon wieder ab, so daß der Unterricht zu früh unterbrochen wird. Rechnen war jedenfalls ihr bestes Fach. Sie waren weiter darin, als manche unserer weißen Kinder in ihrem Alter. Trotz aller Lebhaftigkeit war gute Ordnung, ohne daß ich den Lehrer schlagen sah. Er wandte Heraus- und Herunterlegen und andere kleine auf das Ehrgefühl einwirkende Mittel an. Hier sah ich nun, daß man farbige Kinder mit denselben Mitteln leiten kann als weiße.

Am Nachmittag hatte ich das Vergnügen, die von Berlin aus unserm lieben Missionshause gekommenen Bazar-Sachen mit anzupacken. Reizende Arbeiten waren dabei. Treue, fleißige Hände, für die Mission warm-schlagende oder auch vielleicht in Liebe brennende Herzen hatten diese schönen Stickereien, praktischen Näharbeiten, kunstvollen Malereien angefertigt, und eine Dame, ich glaube Frau Missionar Meyer, bemerkte treffend: „Das giebt uns wieder freudigen Mut hier draußen, wenn wir merken, daß eine Armee im Vaterlande hinter uns steht.“ Die Bazar-sachen werden dann an die Weißen verkauft, wobei man dieselben festlichen Vorrichtungen trifft wie daheim. Das Geld dafür wird dann für die Mission, also zu Nutz und Frommen der Eingeborenen, verwendet. Nicht daß man ihnen das Geld oder die Sachen schenkte, sondern das Eingekommene wird zum Gehalt der Missionare, zu Schul- und Kirchenbau und sonstigen, der Mission zu gute kommenden Zwecken verwandt.

Die Missionsstation zu Kimberley ist nach einem den übrigen ähnlichen Plane angelegt. Die beiden Missionshäuser stehen nebeneinander, nur durch die kleinen Gärten getrennt, welche wieder ein freundliches Pfortchen verbindet. Daneben steht die Missionskirche, die, wie die meisten, die ich gesehen habe, noch etwas Schmuck vertragen könnte. Die Wände, die Bänke, ja das Ganze macht in diesen Kirchen oft einen zu rauhen, wenig kunstvollen Eindruck! Das kommt auch daher, daß hier zu Lande alles so sehr teuer ist, und auch die Arbeit, so zu sagen, mit Gold aufgewogen werden muß. Sehr gefiel mir die Gastfreundschaft, die in Missionarsfamilien ausgeübt wird. Z. B. es kommt gegen Abend noch eine befreundete Familie mit Kindern an. Sogleich werden mit dem heitersten Mute Betten aufgeschlagen. Die Familie selbst legt sich gern einige Beschränkungen auf. Die eigenen Betten und Sachen werden den Freunden gegeben. In der Nacht klopft es wieder, ein Missionar, Herr Westphal, Adam Oppermann und noch ein Farbiger kommen unerwartet an. Die Pferde müssen untergebracht, den Menschen ein Lager aufgeschlagen werden. Nicht jede deutsche Hausfrau würde das alles mit so frohem Gesicht besorgen lassen oder selbst besorgen.

7. Die Heuschrecken.

Bethanien prangte im Schmuck des Schnees, als ich wieder zurückkam. Schnee in Afrika! es ist das auch noch nicht dagewesen. Mir war es wie ein Gruß aus Deutschland. Auf hohem Bluegums lagen die weißen

Lasten. Wir schneeballten uns, und ich machte mit den kleinen Afrikanern im Garten einen Schneemann. Der Schnee schmolz bald, doch unendlichen Schaden hatte das arme Land davon. Da keine Vorkehrungen getroffen sein konnten, war der Reichthum des Landes, die armen Schafe, schutzlos der Uebill der Bitterung preisgegeben. Mehrere hunderttausend Schafe sind im Freistaat vom Schnee getödtet. Man sah die weißen Gebeine der armen Tiere späterhin überall herumliegen. Bei einem Kaffernkraal lagen hundert auf einer Stelle, einige noch mit Wolle, andere halb verwest, von andern nur die bleichen Gebeine. Bald lernte ich auch die große Plage Afrikas, die Heuschrecken, kennen. Eines Tages riefen mich die Kinder, ich solle doch schnell hinauskommen, die Heuschrecken seien da. Wir klonnen einen der steinigten Hügel hinan, und ich sah es wie finstere Rauchwolken am Horizonte aufsteigen. Durch das Fernglas konnte man diese Wolken flimmern sehen, so wie zuweilen die Luft bei großer Hitze bebt; es waren die durcheinander schwirrenden Tiere. Bald kamen sie näher und näher, und ein Rauschen, Rascheln und Dröhnen erhob sich, als wenn eine riesige Schar vorüberbrauste. Bald fielen einige der Tiere zu unsern Füßen nieder, dann mehr, dann Haufen. Rasselnd zogen sie an den Hügeln vorüber, doch setzten sie sich nicht. Noch war es Winter, und Bäume und Feld lagen kahl und öde. Doch hätten sie das Viehfutter abfressen können. Der Herr aber wandte sie gnädig ab. Am folgenden Morgen ritten Fräulein Grünner und ich eine halbe Stunde weit, dorthin, wo sich die Heuschrecken gelagert hatten. Meine zehn Schulkinder waren vorangegangen und suchten ihre kleinen Säcke, die sie sich zu dem Zwecke gemacht hatten, damit zu füllen. Die Farbigen essen die Heuschrecken getrocknet und gefocht. Die Kinder wollten es ihnen nachthun. Sie sprangen glücklich zwischen den auf-
fliegenden Tieren herum, echte kleine Afrikaner, die sie sind. Die gelagerten Heuschrecken boten ein merkwürdiges Bild. Mehrfach übereinandergeschichtet, bedeckten sie mehrere 100 Quadratmeter Land wie mit einem grauen Tuche. Die Köpfe alle nach einer Richtung gewandt, saßen sie regelmäßig geschichtet und fraßen gierig alles ab. Mit unseren Pferden hineinreitend, die schnoben und die Füße vorsichtig hoben, jagten wir sie auf. Sie fuhren rasselnd empor bis zur Pferdenasenhöhe und setzten sich dann wieder nieder. Die Pferde fressen die Heuschrecken, doch schadet ihnen das Übermaß derselben, besonders wenn sie tote fressen. Ganz eigentümlich metallisch ist das Geräusch, welches die aufstiegenderen Tiere hervorbringen.

Als alles im schönsten Grün stand,kehrten die schrecklichen Tiere zurück, sie fraßen auf den Bauernplätzen alles kahl. Das Vieh fand sein Futter nicht und starb in Massen. Einst, als ich auf meinem Bette lag und der Mittagsruhe pflegte, wurde ich von einem gewaltigen Geräusch wie von Wagen und Reitern erweckt. Ich sprang auf und, nach oben schauend, erblickte ich anscheinend weiße Wolken von Schneeflocken. Gegen die Sonne gesehen glänzten die Tiere silberweiß. Zwei und eine halbe Stunde lang dauerte der Vorüberzug. Wehe der Gegend, wo sie sich setzten. Doch bald war auch unser liebliches Bethanien voll von ihnen, und wenn wir die Gärten auch teilweise durch Jagen und Anzünden großer Rauchfeuer schützten — das Feld war preisgegeben, dort verwandelten sie den Lustgarten in eine Wüste. Sie fraßen auch Mais und Korn unserer lieben Eingeborenen ab, und das folgende Jahr war ein Hungerjahr. Doch der Herr sandte den sogenannten Heuschreckenvogel, der, einer großen Schwalbe

gleich, sich in Scharen auf die Schwärme stürzt und ihrer Millionen verschlingt. Einige der Schwärme blieben den Winter über in Bethanien. Wer ein recht anschauliches, wahrhaftes Bild dieser fürchterlichen Landplage haben will, der lese Joel 2.

Die Heuschrecke legt dort, wo sie lagert, ihre Eier in den Grund der Erde, sie selbst stirbt dann ab, man sieht ihren hohlen Leichnam in den Sträuchern und Büschen herumhängen und liegen. Die Eier kommen zu einer ganz unberechenbaren Zeit aus. Plötzlich ist das Land wieder lebendig. Zuerst sind die Tiere kleiner als die Fliegen und sitzen kribbelnd und krabbelnd zu Haufen auf den Büschen und Gräsern; es ist ganz unglaublich, welche Massen auf einem Busche sitzen, der sich dann wiegt und biegt unter der Last. Später wandern sie als „Fußgänger“, rot aussehend und deshalb von den Eingeborenen Rotjäckchen genannt, in Armeen über die Felder. Kommt ihnen ein Fluß in den Weg, so durchschwimmen sie ihn, kommen auch Zehntausende um, Millionen gelangen ans andere Ufer. Die Schwimmbewegungen, die sie machen, sind ganz die eines Menschen. Stoßen sie auf eine Mauer, ein Haus, so klettern sie darüber, nie ihren Kurs ändernd, nie ihr Angesicht nach einer anderen Seite richtend. Die Auglein stehen munter, fast frech ausschauend, im Kopf, sie scheinen uns höhnisch anzulächeln wegen unserer Machtlosigkeit. Ich höre die lieben Leser rufen: „Weshalb schlägt Ihr sie nicht tot?“ Ja, Millionen vielleicht werden mit unsäglicher Arbeit vernichtet, Billionen bleiben noch und führen das Zerstörungswerk mit ungetrübtem Mute weiter. Sie klettern in die Fenster, fressen Löcher in die Gardinen, steigen in unsere Kleider und zerbeißen auch sie. Kahler Sand ist das einzige, was sie zurücklassen.

18. Februar. Die alte Martha starb. Der alte Salomo kam, um es mir zu sagen. Er ist einer der wenigen Armen hier. Der alte Johannes, der Mann Marthas, saß bei Sandrocks. Ich faßte seine Hände und sprach zu ihm. Er erzählte mir, daß die alte Martha, die, wie früher erzählt, blind und taub und im Verstande verwirrt war, wieder zur Besinnung gekommen und ihm für alles gedankt habe, was er für sie gethan. Sie habe sich auch ihrer Taufe erinnert und Abschied von ihm genommen. Sie sprach: „Ich gehe und lasse Dich allein, alter Johannes!“ Der alte, blinde Mann ist traurig und doch fröhlich. Sein dunkles, kindliches Gesicht leuchtete trotz der erloschenen Augen. Wir gingen alle mit, die alte Martha zu begraben, und sangen: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“ Herr Sandrock sprach recht schön auf holländisch. Es war mir so traurig, zu denken, daß wir alle nicht viel für die alte Martha gethan, sondern einer immer auf den andern gewartet hatte. Rührend war es zu sehen, wie der blinde Greis zum Grabe seiner Frau geführt werden mußte, um eine Hand voll Erde auf ihren Sarg zu werfen, dennoch fiel die Erde neben das Grab. Als ein Beispiel, wie die Betschuanen erzählen, diene mein Gespräch mit dem Alten. „Nun ist die alte Martha tot!“ „„Ja Miß, sie ist gegangen.““ „War sie sehr krank?“ „„Thata, thata! sehr, sehr!““ „Hat sie noch gesprochen?“ „„Sie sagte: Johannes, ich bin getauft von dem alten Manne (Missionar Wuras). Wo ist er jetzt — wo bin ich? Alter Johannes, ich gehe, ich gehe und lasse Dich allein —““ und damit starb sie.

Neulich hatte ich mich präpariert, eine Geschichte auf Setschuana zu erzählen. Die Kinder waren so froh über die paar Brocken Setschuana, in denen ich mit ihnen verkehrte. „Missis kan onze taal (Fräulein kann unsere

Sprache),“ riefen sie entzückt, und Modisjah, der nette kohlschwarze Mosutho, hielt die Hände vor Freuden hoch über den Kopf.

19. Februar. Heute reisten Herr Superintendent Grünner und Herr Arndt nach Kana ab. Meine Gedanken sind viel dort, wo ein neues Kirchlein im Heidenlande errichtet ist. Ich würde gern mitgehen, doch hält mich meine Arbeit hier. Meine Gebete werden morgen die heilige Feier begleiten. Möchte doch das Werk von dort aus sich immer weiter ausbreiten, als ein Licht zu erleuchten die Heiden.

Markus, des Schafhirten Kind, ist gestorben. Es war ein liebliches Mädchen von 2 Jahren, der Eltern Liebling. Wenn wir hurritten, die Schafe zu zählen, trug die Mutter sie so glücklich in den Armen. Nach der Weise der Farbigen gab sie das Kind eine Zeit lang den Großeltern. Diese ließen das Kind ins Wasser fallen, und es starb an den Folgen davon. Vielleicht nahm es der Herr, um die Herzen der Eltern näher zu sich zu ziehn.

Es ist jetzt ein Mr. Thorne, ein englischer Prediger, mit seiner Frau hier. Beide sind sehr kränklich und sollen sich in der schönen Bethanischen Luft erholen. Der alte Herr nimmt kalte Bäder und bringt einen Teil des Tages in einer Hängematte unter den Feigenbäumen zu. Er interessiert sich sehr für Mission und auch für meinen Plan, ein Pensionat für Missionarskinder zu errichten. Jetzt kommt ein Dach über mein zukünftiges Haus! Ich erhielt die Bewilligung dazu von Berlin. Der gute alte Herr Direktor ist sehr krank gewesen. Er soll um seinen Abschied eingekommen sein. Doch eben höre ich, er wird noch bleiben. Ich bin sehr froh, weil ich den alten Herrn so lieb habe. Er hat ein großmütiges Herz voll Liebe zur Mission!

Die Herren sind von der Einweihung der Kirche in Kana zurück. Sie wurde durch Herrn Missionar Großkopf von Liebesgaben erbaut. Von Anfang an hatte ich großes Interesse daran. Weiter hinaus zu den Heiden! das ist immer mein Gedanke. Einer der Missionare erzählte mir über die Feier folgendes: „Nachdem wir sieben Stunden durchs Land gefahren waren, sahen wir das Kirchlein auf einem Hügel vor uns liegen. Klar hob es sich gegen den Sonnenhimmel ab. Sein Kreuzlein war ein Zeichen, daß Christi Herrschaft nun auch über diese Gegend ausgebreitet werden soll. Rechts und links erhoben sich Stangen mit den lustig flatternden Fahnen des Oranje-Freistaats und des fernen deutschen Reiches. In einem Rondabel (zeltartigen Häuschen) befand sich schon die Familie des Missionars Großkopf, und wir richteten uns in der Sakristei des Kirchleins ein. Am andern Morgen um 10 Uhr begann der Gottesdienst. Von nah und fern waren die Farbigen herbeigeeilt, 500 an der Zahl. 150 Pferde und 13 Karren waren unten am Hügel zu sehen. Die Einweihungsrede hielt Herr Grünner über Offenbarung Joh. 21, 1—6: Und ich sah Jerusalem, die heilige Stadt, herabfahren, bereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne.“

8. Reise nach der Kapkolonie.

Meine Leserinnen werden gewiß weniger erstaunt sein, wenn ich ihnen von einigen Unregelmäßigkeiten in der Bahnverwaltung hier berichte, als darüber, daß es hier überhaupt schon so viele Bahnen und Verkehrsmittel giebt. Dennoch wird es sie amüsieren, zu hören, daß auf einer einsamen Strecke von Port Elisabeth nach Graafruin die Bahnführer sich Flinten mitnehmen, und wenn sie einen Hasen im Felde sehn, halten, den unschuld-

und vertrauensvollen erlegen, abklettern, ihn holen und beim gemüthlichen Weiterfahren im Kohlenfeuer braten und verzehren. Ein Herr, den ich gut kenne, und der dabei war, erzählte es mir. Herr Missionar S. war neulich auf eine Außenstation gefahren, um zu predigen. Als er mit der Bahn zurückkam, verlor der Zugführer seine Mütze. Ganz gemüthlich hielt er an, sprang herab und eilte seiner Mütze nach, die den eben erklimmenen Hügel herabrollte. Als er die neckisch ihm immer wieder im letzten Moment entweichende Mütze endlich hatte und nun sein Dampfroß wieder bestieg, war dieses inzwischen störrisch geworden, und nur nach einigem Zureden resp. Feuern gelang es ihm, es wieder zum Laufen zu bringen. In Anbetracht solcher Zwischenfälle war es denn wohl auch nicht so sehr verwunderlich, daß wir, als wir neulich auf unserm einsamen Halteplatz mitten in der Nacht ankamen, zwei Stunden promenieren mußten, ehe der Zug endlich sein tröstliches Licht in der Ferne leuchten ließ, hätten wir nicht gefürchtet, der Zug sei bereits vorüber, so wäre diese nächtliche Promenade nicht ohne ihre Reize gewesen. Tiefe Einsamkeit lagerte auf der von Sternen mattbeglänzten Ebene, von der sich die niedrigen Hügel düster abhoben. Keine Seele dort, die man hätte fragen können, ob denn der Zug schon vorbei sei. Einige Gänse schnatterten leise, obgleich es doch, wie Herr Grünner, der mit uns war, bemerkte, kein Kapitäl zu retten gab. In einiger Entfernung lag das Wärterhäuschen. Die Wärter jedoch sind vom Nachtdienst frei. Als wir nun den Bötus in rötlichem Lichte immer höher und höher am Himmel emporsteigen sahen, wurden wir hange und klopfen einen süßschlafenden Bahnwärter heraus, dessen ältliche Frau auch bald erschien, ein Feuerchen machte und uns einen Thee kochte, was in der kühlen Nacht recht angenehm war. Die Frau, aus Wales in England hierher verschneit, spricht ein fast unverständliches Kauderwelsch — bekanntlich sprechen die Bewohner von Wales nicht englisch, sondern ihre eigene, sehr schwere Sprache — ich machte es aber doch möglich, mich mit ihr zu verständigen. Jedenfalls rührte uns ihre nächtliche Gastfreundschaft, und mit getröstetem Herzen traten wir unsere Promenade wieder an, bis in dem Momente, wo wir gerade nach Hause zurückkehren wollten, der Zug endlich herbeikam, der uns zuerst durch die kahlen, mit kurzem Buschwerk bewachsenen, endlos scheinenden Hochebenen des Orange-Freistaats trug, um dann in südwärts gerichteten Lauf uns in die Kapkolonie zu führen, die ja bekanntlich unter englischer Herrschaft steht. Die Bahn ist ganz und gar englisch, auch wo sie auf fremdes Gebiet übergeht, was den Engländern gewiß einen sehr großen Einfluß in unserm Lande giebt, da diese Verkehrsader von ihnen beherrscht wird. Die Kolonie bietet nun dem Reisenden ein völlig anderes Bild als der Freistaat. Berge erheben sich, große hübsche Städte, von prächtigen Bäumen umgeben, gefallen dem Auge. Worcester, eine Hauptstation, macht fast den Eindruck eines deutschen Badeplatzes oder Lustkurorts. Weiße Häuser, sehr breite Straßen, denen es jedoch an jeglichem Pflaster fehlt, riesenhafte, im Winde wehende Gummibäume, die, immer grünend, doch immer düster, für mein Auge etwas Trauervolles haben, hohe herrliche Berge ringsum, deren Spitzen jetzt in dieser winterlichen Jahreszeit leicht mit Schnee bedeckt sind — das ist das Bild, welches Worcester uns bot. Den Zug verlassend, rollten wir im geräumigen Wagen die Blangummi-Allee dahin und hielten bald vor einem langgestreckten weißen Hause, das der Missionar Giffelen bewohnt. Dieser,

ein schon alter Mann, hat 50 Jahre für die Mission treu gearbeitet. Eine schöne Kirche und mehrere ausgezeichnete Eingeborenen-Schulen geben davon Zeugniß. Wir wurden sehr freundlich empfangen. Frau Esselen ist eine Holländerin und eine sehr liebe, freundliche Dame. Da die Hausbewohner schon diniert hatten, erhielten wir in unserm kleinen gemütlichen Zimmer ein Mahl, bestehend aus warmen Eiern, Wurst, Käse und Kaffee. In dem Wohnzimmer stand ein merkwürdiges altes Klavier, dessen Deckel bei Berührung in das Instrument hineinslog, wie ich fürchtete, auf Nimmerwiedersehen. Doch durch eine andere Berührung slog er ebenso schnappend wieder heraus, die Tasten in Halbrundung bedeckend, so daß die Finger in der größten Gefahr waren, eingeklemmt zu werden. Viele schöne Bilder hingen an den Wänden und standen auf den Tischen, unter denen mich besonders eine sehr junge Frau, in halber Lebensgröße, in tiefer Witwen- trauer anzog, die ihre Hand lieblosend auf einen großen schwarzen Hund gelegt hatte. Das nach unten geschlagene Auge schien mit Thränen gefüllt. Neben diesem Bilde hing das Porträt eines jungen, sorglos in die Welt schauenden blonden jungen Mannes. Ich konnte nicht unhin, nach dem Originale dieser Bilder zu fragen. „Ach, das ist eine traurige Geschichte, die bei uns kürzlich geschehen ist,“ sagte Frau Esselen. „Voriges Jahr kam ein junger Schotte, ein Edelmann, zu uns, um seiner Gesundheit willen. Drei Tage vor seiner Abreise hatte er sich mit einem achtzehnjährigen Mädchen vermählt, das ihm in kurzem nachkommen sollte. Er war ein liebenswürdig, offener Mensch, und wir hielten ihn wie einen Sohn. Nach einigen Monaten wurde ihm jedoch vorgeschlagen, weiter südwärts zu gehn, wo die Luft seiner kranken Lunge noch besser thun würde. Er schloß sich einem reisenden Bauern an, der mit seinem Ochsenwagen in jene Gegend fuhr. Der Bauer führte einige Pferde mit sich, von denen das eine besonders wild und widerspenstig war. Der junge Graf bot sich an, es zu übernehmen und während der Reise für dasselbe zu sorgen. Ungefähr am dritten Tage der Reise führte er es, während die andern noch bei ihrem Ochsenwagen ruhten, zu einem nahen Wasser, um es zu tränken; er kehrte nicht zurück. Als seine Begleiter ihm nachgingen, fanden sie ihn tot, halb zertreten und geschleift in der Nähe der Quelle, während vom Pferde keine Spur zu sehen war. Dieses hatte allem Anschein nach in einem Anfall seiner Wildheit den armen jungen Mann so zugerichtet. Er wurde Esselens tot ins Haus gebracht. Der Vater und die arme junge Witwe schickten die Bilder aus Dankbarkeit für das, was Esselens an dem Kranken gethan. Der Hund auf dem Bilde gehörte dem Grafen, und man hatte geschrieben, daß die junge Frau seit dem Tode des Mannes den Hund stets bei sich habe und ihn fast wie ein Kind hege und pflege.“ Frau Esselen erzählte uns auch von ihrer Tochter, welche einen Missionar in Sumatra geheiratet, dort sehr krank geworden und am ganzen Körper gelähmt zurückgekommen sei. Nach jahrelanger, mühevoller Pflege gelang es der Mutter endlich, sie wieder so weit zu bringen, daß sie das Essen zum Munde führen konnte, welches ihr früher nicht möglich war. Sie wurde auch sonst ein wenig besser, aber zurück nach Sumatra, wo ihr Herz noch ist, und wo sie ihre Missionsarbeit liebte, kann sie nicht. Ihr Mann hat deshalb in Afrika Missionsarbeit gesucht und gefunden. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß heiße Bäder von Blaugummi-Blättern gut gegen Lähmungen und Rheumatismus sind. Thee von denselben Gummibaumblättern wirkt heilsam

gegen Influenza, was der alte Herr Effelen erst neulich erprobt hat. Nachdem jedes andere Mittel fehlgeschlagen war, half ihm dieses. Im Garten der Station blühten trotz der Winterzeit große weiße Strauchblüten, wie eine Tasse groß und kelchartig. Auch rote Blumen blühten. Zwei riesige Palmenbäume gaben dem Garten einen tropischen Anstrich. Bald kam eine Tochter Herrn Effelens aus der Mädchenschule, wo sie als Lehrerin angestellt ist, und erbot sich freundlich, uns heranzuführen. Die Missionskirche ist geräumig und schön mit holländischen Bibelsprüchen bemalt. Am meisten interessierten mich die Schulen. Da war zuerst die infant-school mit den niedrigen Bänken und kleinen Tischen. Auch flache Stufen, wie eine große, weite Treppe aussäehend, waren da, auf denen die Kinder sitzen, wenn sie singen oder spielen. Vom dritten Jahr ab werden die Kleinen hier aufgenommen: Unter Leitung von Weißen unterrichten farbige Mädchen, die ihr Lehrerinnen-Examen gemacht haben. Zierlich und reinlich gekleidet, in hellen Blusen, gegen die sich die dunklen Gesichter mit den hübschen Zügen vorteilhaft abhoben, sah ich sie hie und da beschäftigt, abzustauben und die Schulgeräte zu ordnen, denn es war spät am Nachmittag, und die kleine Gesellschaft war leider schon ausgeflogen. Tierbilder, Rechen tafeln und andere Geräte zeigten, wie man dem Bedürfnis der kleinen Welt entgegenkommt. In den andern Klassen hingen Wandkarten, und auf den schwarzen Tafeln waren erstaunlich schwere Rechenaufgaben geschrieben. So wenig unsere Betschwestern rechnen können, so sehr sind die sogenannten „Kaapjchen“, die von den Portentotten abstammen, begabt dazu. In der einen Klasse, in der auch ein Harmonium stand, hatten sich 12—15 junge farbige Mädchen versammelt. Als ich sie fragte, zu welchem Zwecke, sagte die eine: „Der jüngere Missionar kommt sogleich zur Singstunde, er bildet einen Mädchenchor aus.“ „Es ist das ja leicht,“ meinte das junge Mädchen, „denn unsere Nation ist ja wegen ihrer schönen Stimmen bekannt,“ dabei leuchtete das dunkle Auge von Nationalstolz. — Erst am Abend sahen wir den Schöpfer dieser Anstalten, den alten Herrn Effelen, der durch seine Taubheit jetzt sehr vom Verkehr ausgeschlossen ist. Dennoch leuchtete sein Auge von Humor, und er neckte meine junge Reisegefährtin in gutmütiger Weise. Sie war verlobt und auf der Reise zu ihren Schwiegereltern. Es war ihm so wunderbar, daß ihre Schwiegereltern auch als Brautleute in seinem Hause gewohnt hatten. Sie waren auch dort von ihm getraut worden. Früh in der Dunkelheit des folgenden Morgens mußten wir das gastliche Haus verlassen, um mit dem Zuge weiter zu fahren bis zu einer Station, wo die Bahn zu Ende war und eine sogenannte Karre uns zu zweitägiger Wagenfahrt erwartete.

Links die Langeberge, die sich, zurück und vorwärts tretend, immer wieder ineinander zu schieben und auseinander zu thun scheinen, wie die Bilder einer laterna magica — rechts das abstürzende grüne Land, so fuhren wir auf schmalen, nicht immer ganz sicheren Pfaden dahin, von unserm farbigen Kutscher gefahren. Mit freudigem Erstaunen blickte ich in die blühende Landschaft. Stachelige Moos strecken ihre roten, fackelartigen Blüten empor, dazwischen schoß der merkwürdige baumartige Blumenstamm der Agave auf. Die Agave mit ihren riesigen dicken Blättern steht viele Jahre ohne Blüte. Plötzlich schießt mit unglaublicher Schnelligkeit ein baumartiger Stamm mit gelben Blüten hervor, der 20 bis 30 Fuß hoch wird. Nur einen Sommer braucht die Pflanze, um sich so zu entwickeln, dann

stirbt sie, ihre Lebenskraft ist erschöpft, der Stamm sinkt zur Erde und liegt gebrochen inmitten der braunen, schlaffen Blätter. — Doch auch reichere, lebendigere Blumen zierten das Thal. Manche Blüthe waren bunt gestickt mit seidigen Blümchen von leuchtendem Rosa oder zartem Gelb und Weiß. Grifas in den verschiedensten Formen und Farben ließen ihre Glöckchen schaukeln und drängten sich hier und da an den Weg: da war die wachsweiße, wie Maiglöckchen gestaltete, die rot und grüne, deren Blüte stark an unsere Hagebutte erinnert, die goldbraune, die violette, die zartlila — ja man sagte mir, daß bei Riversdale, dem Ziele unserer Reise, 20 Arten gefunden würden, von denen wir später selbst die entzückendsten Exemplare sahen. Auch der Zuckerbusch, 6—8 Fuß hoch, blühte prächtig, seine Blüten erreichen die Größe eines kleinen Kohlkopfes, haben rosa, rote, weiße oder zartgelbe Färbung, die Ränder der Blumenblätter haben einen Franzenbesatz, der sich weich und elastisch wie Federn anfühlt und auch gerade so aussieht. Hellgelbe, ästige Sträucher, silbergraue Dornenbüsche, deren Stacheln bis 10 Centimeter lang werden, weißstämmige, niedere, baumartige Büsche, dann Bäume mit dunkeln, glatten, glänzenden Blättern, wie Kamelien aussehend, myrtenartige Pflanzen, das alles drängte sich in tropischem Gewirr durcheinander, während unten im braunen Gewässer aus hohem Schilf die zarte Kalla zu Hunderten herausschaute, deren glänzendes Weiß durch eine Scharlachblume gehoben wurde, die in ihrer Nähe an langen schlanken Stielen emporwuchs und Ähnlichkeit mit unserer Kanna hat. Hier und da hob sich ein neugieriger Kopf hinter den Moes hervor, ein schlangenartiger Hals bog und streckte sich, und dann, die kurzen Flügel hebend, eilte der langbeinige Vogel Strauß von dannen. Er wird hier in Herden bis zu mehreren Hundert getroffen. Die Farmer halten ihn wegen der Federn. Wir sahen manche, denen die kostbaren Schmuckfedern ausgeplückt waren, und die so ihre Hauptschönheit auf eine Zeit eingebüßt hatten. Die Straußeneier werden hier auch viel in der Wirtschaft verwendet, und ich aß vorzüglichem mit ihnen gebackenen Kuchen. Es ist wunderbar, wie viel Weißes und Gelbes aus einem solchen Ei herauskommt. Ich sah eins ausklafen, und der Inhalt füllte eine ganze Schüssel. Ein großes Ei enthält soviel als 18 Hühnereier. Einen urkomischen Eindruck macht es, wenn die Strauße tanzen. Als wir auf unseren verschiedenen Fahrten einst am grünen Bache lagerten, um in zigeunerhafter Weise unsern Kaffee zu kochen, kam unser farbiger Kutscher ganz aufgeregt herbei. „Haben die Mädchen vom Unterland“ — hier in der Kolonie trägt der Freistaat den Namen Unterland — „haben die Mädchen vom Unterland schon die Strauße tanzen sehen?“ Dabei wies er auf eine Gesellschaft von Langbeinen, welche, taktmäßig die Flügel hebend, mit gravitärischem Schritt einen langsamen Walzer in der Runde begannen, ein höchst lächerlicher Anblick, bei dem der trübste Sinn sich aufhellen und das sauerste Gesicht sich zum Lachen verziehen muß.

Am Nachmittag des ersten Reisetages durchfuhren wir ein reizendes Pappelwäldchen, das von einem breiten Strom durchflossen war, an dessen Ufern wieder die lieblichsten Blumen blühten. Gleich darauf wurde uns der Anblick eines Orangenhains, der eine Bauernfarm umgab. Viele Hunderte von jungen Bäumchen, mit den goldenen Früchten beladen, standen hier zusammen. Die gelben Bälle lachten orange- und hellgelb aus den blanken Blättern verlockend hervor. Unser Kutscher stieg ab und kaufte bei dem Besitzer für 6 Pence (50 Pfennig) einen großen Korb voll, an dem wir

uns auf der übrigen Fahrt erlabten. Auch riesig hohe Schilf- und Rohre mit prachtvollen Silberblüten wehten hier in sanftem Winde — ein Paradies auf Erden, von dessen Anblick wir uns ungern losrissen.

Immer tiefer führte unser Weg in die Berge hinein. Rechts und links erhoben sie sich jetzt, ohne daß wir es gewahr wurden, denn es war finstere Nacht; an Abgründen ging es vorüber, nur einen Fuß breit zu weit links, und wir wären hinabgerollt in die Tiefe. Doch unser geschickter Kutscher steuerte uns glücklich an allen Klippen vorüber, bis endlich die Lichter eines kleinen Dörfchens tief drinnen in den Bergen funkelten. Bei einem französischen Missionar, Mr. Rousseau, der jedoch die Gesinnung seines berühmten Namensvetters nicht teilt, hielten wir an und wurden freundlich, jedoch etwas kühl von der Hausfrau empfangen. Bald sah ich jedoch, es sei so ihre Weise, denn durch die düstern Züge brach gelegentlich ein Lächeln, das wie ein Sonnenstrahl ihr Gesicht erhellend übersog. Meine englische Anrede erwiderte sie auf holländisch und that das so konsequent, daß ich vermutete, sie könne nicht englisch, und mich nun zwingen mußte, mein Holländisch „zu lüften“, wie der Engländer sich ausdrückt. Dies setzte mich anfangs etwas in Verlegenheit, da ich die neu erlernte Sprache bis jetzt nur meinen kleinen farbigen Schülern und Schülerinnen gegenüber als Unterrichtsmittel gebraucht hatte. Ich sagte das auch der schlanken, ernstern jungen Frau, die jedoch meinte „het gaat daarom mooi“ (es geht trotzdem gut). Es amüsierte sie, wenn ich Schnitzer machte oder mich originell ausdrückte. Mit großem Interesse erkundigte sie sich nach den Verhältnissen im Freistaat, der ihr, wie den meisten in der Kolonie, als völlige Wildnis vorschwebt. Mit Erstaunen hörte sie, daß die Eingeborenen „da unten“ schon Kleider trügen, daß dort schon Schulen seien &c. Ein kleines, recht französisch aussehendes Töchterchen von 11 Jahren hätte ich am liebsten gleich für meine Schule mitgenommen. Die Mutter, die wirklich Freude am Verkehr mit mir zu finden schien, hätte sie mir auch gern gegeben, es war ihr nur zu weit. Später erfuhr ich, daß Frau Rousseau in einer englischen Schule erzogen sei, sie mich also nur aus Schelmerei hatte so tapfer holländisch plüßen lassen. Am andern Morgen früh sah ich mir das enge Thal, das man eigentlich Schlucht nennen kann, genauer an. Von hohen Bergen eng eingeschlossen, drängen sich die kleinen schilfgedeckten Häuser gleichsam zwischen diese Berge hinein. Schöne hohe Eichbäume füllen das Thal an, in dem eine englische und eine holländische Kirche erbaut ist. Vor dem Missionshause blühten trotz des Winters herrliche Rosen, und Orangen glühten im dunkeln Laub. Ganz weltverloren, ganz eigentümlich schön lag dieses Thal da, von grünenden Matten umgeben — und doch so arm, das Vieh so mager, die Menschen so bleich und elend. Das so saftig erscheinende Gras ist untauglich zur Viehweide, woher auch der Name „Suurbraf“ d. i. Sauerbrache des Dörfchens kommt. Bald fuhren wir wieder dahin am Büffelochfluß, dessen Ufer mit einem Gewirr von Pappeln, Weiden und blühenden Schilfstauden eingefast sind, aus dem wieder zu Hunderten die glänzende Kalla emporlachte. Grüne und blaue Vögel schlüpfen langschwänzig zum Wasser hinunter, das über schneeweiße Steine dahinrauschte, die an höheren Stellen trocken zu Tage traten. So arbeiteten wir uns nach und nach durch einen engen Paß heraus aus dem Berggewirr und fuhren wieder freier dahin, die stattliche Bergkette links liegen lassend, um die sich grünend wie ein vielfach gefalteter Plüschmantel die

Matten hüllten. Sonst ragen die Berge kahl empor, kein Baum, kein Strauch so weit das Auge blickt, nur tief drinnen in den Schluchten entwickelt sich prächtige südlüche Vegetation.

Nun kamen wir nach Heidelberg, das zwar kein Schloß und kein Faß enthielt, wo uns aber das gastfreie Haus einer Missionarstochter, die mit einem Kaufmann vermählt ist, aufnahm. Hier ruhten wir ein wenig aus und bewunderten die große Familienbibel, welche ein Tischchen für sich hat, das in der Mitte des Zimmers steht. Es war schön, diesem heiligen Buch eine solche Ehrenstelle angewiesen zu sehen, um welche sich das Familienleben gruppiert. Die Frau Searle, ein sanftes, liebliches Wesen, war mit jener Frau Rousseau in Zuurbrak nahe verwandt, und bei meinem weiteren Aufenthalte in der Kolonie lernte ich noch viele Glieder dieser ausgebreiteten Missionarsfamilie kennen, die von einem Deutschen, Namens Helm, abstammen und fast alle dem heiligen Werk der Mission dienen, von ihrem deutschen Wesen und ihrer Sprache aber nichts mehr übrig haben, sondern durch Gewohnheit oder Verheiratung mit englischen und holländischen Elementen ganz der einen oder anderen Nation anzugehören scheinen. Überhaupt bemüht sich der Deutsche mit einigen löblichen Ausnahmen, seine Nationalität in der Fremde, in der der ihn umgebenden Völker aufgehen zu lassen. Kaum daß hier und da eine Mutter ihre Kinder die rechte deutsche Sprache lehrt.

Heidelberg verlassend, fuhren wir durch einen Fluß, dessen kaffeebraunes Wasser mir auffiel, wie denn überhaupt die Flüsse der Kolonie viel dunkler gefärbt sind als die der nördlicheren Gegenden. Dies rührt hauptsächlich von einer schilffartigen Pflanze, dem Balmyt, her, deren Saft die Wasser so braun färbt. Es wächst nahe bei einander mit dicht verschlungenen, knolligen Wurzeln und füllt oft das Bett der Flüsse derart aus, daß das schwarz erscheinende Wasser sich mit Mühe durch das Wirrwal einen Weg sucht.

An einzelnen Bauernplätzen vorüber, deren Gebäude blendend weiß auf den grünen Matten lagen, fuhren wir noch mehrere Stunden, bis endlich die hellen Häuser Riversdale's unserem reisemüden Auge entgegenstimmerten. Riversdale liegt in einem vom Betrivierv (Fettfluß) durchströmten Thale. Eine Stadt würden wir es, trotz seines großen Postgebäudes und der stattlichen Magistratur, kaum nennen. Die Straßen sind zum Teil gar nicht, zum Teil schlecht gepflastert, eine hübsche Mädchenschule mit Pensionat liegt auf einem freien Platz bei dem Orte. Die meisten Häuser sind weiß gefalzt und mit Schilf gedeckt, schmal, lang, einstöckig. So sah auch das Haus des Missionars Heese aus, bei dem wir die freundlichste Aufnahme fanden, und wo wir uns in zierlichen, zu unserem Empfange zubereiteten Zimmern von den Mühen der Reise ausruhen konnten. Eine Anzahl junger Herren und Mädchen, die Kinder der Familie, empfingen uns aufs herzlichste. Fast alle nehmen teil am Missionswerk, je nach ihren Gaben und Kräften. Frau Heese, eine tüchtige Missionarsfran, ist den farbigen Frauen eine wahre Mutter, die liebevoll und auch streng über ihnen waltet. Sie kommen mit allen Angelegenheiten vertrauensvoll zu ihr, wo Krankheit herrscht, ist sie da, wo Unrecht geschieht, hilft sie wieder zurecht. Die beiden ältesten Töchter haben die Farbigenchule unter sich, in der sehr viel geleistet wird. Einige Farbige machen dort jährlich, freilich unter der besonderen Obhut des Missionars, ihr Lehrerexamen. Ich las hübsche holländische Aufsätze von farbigen Knaben im Alter von 15 bis 16 Jahren, die ihnen alle Ehre machten. Die beiden jungen Mädchen halten auch Sonntagschule, welche von Erwachsenen und

Kindern besucht wird. Die jüngsten sind noch ganz kleine Dinger, oft wunderhübsch. Sie schienen ihrer jungen Lehrerin die Worte vom Munde abzulesen, und wenn sie antworten wollten, stachen sie ihr fast mit den sich meldenden dunklen Fingerchen die Augen aus. Der hier wohnende Stamm gehört nicht den Kaffern an, es ist ein Gemisch von verschiedenen Völkern, unter denen das Hottentottenblut vorherrscht. In der Sonntagschule hatte ich Gelegenheit, die verschiedenen Typen zu beobachten. Da saß neben dem dunklen Wollkopf mit krausen Locken ein fast weißes Kind, dessen kastanienbraunes Haar lang in weichen Locken herniederfloß, dort wieder ein tiefgelbes, da ein kaffeebraunes Antlitz, hier kurzes weiches, doch nicht wolliges Haar von dunkler Farbe, dort helles, krauses, kurzes. Was die Kleidung anbetrifft, so tragen die Mädchen Hüte, was ja unsere Kaffern mit seltenen Ausnahmen nicht thun. Die Kleider bestehen meist aus hellgemustertem oder weißem Kattun resp. Musselin, sind oft hübsch und geschmackvoll, zuweilen aber auffallend und in grellen Farben-Zusammenstellungen gemacht. Der Gesichtsausdruck schien mir durchgängig ein sanfter, doch blitzten die dunklen, oft melancholischen Augen von Freundlichkeit und Humor.

Es ist hauptsächlich die Arbeit des Herrn Heese, die so wohlthätige Folgen gehabt hat. Beim Anfang seiner Thätigkeit hier sollen Trunksucht und andere Laster die Gesichter mit einem häßlichen, abstoßenden Ausdruck erfüllt haben. Er hat auch eine ganz besondere Gabe, mit den Leuten umzugehen und ihnen zu predigen, einfach, verständlich, bilderreich, mit vielen Erzählungen durchwebt. So sagte er z. B. in einer Abendpredigt, als er darstellen wollte, wie die Güter der Erde von den Kindern der Welt den himmlischen vorgezogen werden: „Wenn man einem Schwein eine Schüssel mit Goldpfunden und Kartoffeln vorsetzen wollte, so würde es mit seiner Schnauze all die schönen Goldpfunde beiseite schieben und die Kartoffeln fressen.“

Daß nach der Beschaffenheit der Haare die gesellschaftliche Ordnung gerechnet wird, war mir komisch. Ein Mensch mit langem, schlichtem Haar verachtet den krausen Wollkopf. So erzählte mir Frau Heese, daß sich gerade damals folgender Fall ereignet habe: Der Sohn einer dunkeln Familie, der schlichtes Haar hatte, liebte ein Mädchen, dessen Haupt von kurzen, wolligen Locken geziert war. Das Mädchen war dem Burschen an Bildung weit überlegen, hatte ihr Lehrerinnen=Examen gemacht, konnte sehr hübsch nähen und sich damit ein gutes Stückchen Geld verdienen, doch nein — die Eltern des Bewerbers waren ganz empört, daß ihr Sohn so tief herabsteigen wollte, einen Wollkopf zu heiraten.

Gleich als wir nach Riversdale kamen, hörte ich sehr viel davon sprechen, daß in den nächsten Tagen eine Missionskirche auf einem entfernten Platze eingeweiht werden sollte, wozu Herr und Frau Heese hinreisen wollten. Sie waren so freundlich, mich mitzunehmen, da sie mit Recht annahmen, es würde mich eine solche Feier sehr interessieren. Auf sehr schlechtem Wege bergauf, bergab durch nicht ungefährliche Flüsse hindurch, zogen uns unsere mageren Mietzspferde, da die eigenen des Missionars an der Influenza erkrankt waren. Unterwegs hielten wir bei einem Hüttchen an, in dem ein Mann getauft werden sollte. Dieser Arme litt an einem unheilbaren Brustübel. Er kam langsam zur Karre geschritten. Trotz seines keuchenden Atems half er doch beim Ausspannen. In der kleinen, ärm-

lichen Hütte, in die wir eintraten, war Ordnung. Ein weißes gehäkeltes Deckchen, das sich irgendwie in diese Armut verirrt hatte, war über die aufgestellte alte Kiste gebreitet, die als Tisch diente, und gab dem Zimmerchen einen festlichen Anstrich. Von der Hüttenthür aus hatte man einen Blick auf hohe, blauschimmernde Berge, an deren Fuß und auf deren halber Höhe Schafe und Ziegen weidend wie weiße Perlen zerstreut waren. Diese Schafe zu hüten war das Amt des armen Kranken, und er muß ihnen oft weit in die Berge nachklettern. Bisher war ihm dabei sein Sohn Petrus, ein elfjähriger Knabe, die beste Stütze gewesen, doch dieses arme Kind lag jetzt hilflos da. Vor ungefähr einem Jahre war er auf einer der gefährlichen Höhen vom Ochsenwagen gefallen, das schwere Rad hatte ihm sein Bein dicht am Oberschenkel abgefahren, und nach langer Krankheit war er jetzt kaum fähig, sich mühsam an Krücken fortzuhelfen. Zwei jüngere Söhnchen von 8 resp. 9 Jahren halfen jetzt dem Vater bei den Schafen, doch konnte er natürlich diesen Kleinen die ganze Herde, die einem Bauern gehörte, nicht anvertrauen. Bei der Taufhandlung hustete der Arme so entsetzlich, daß ich dachte, die Seele würde ihm ausgehn. Sonst war es schön und feierlich, im Angesicht der hohen Berge, in der erhabenen Stille der Natur der heiligen Handlung beizuwohnen. Kaum stand der Neugetaufte vom Gebet auf, als seine Augen ängstlich suchend der Herde nachschweiften. Einige Schäfchen schienen sich hoch verstiegen zu haben. „Petrus!“ rief er unwillkürlich, doch sich besinnend, mit einem rührend schmerzlichen Blick nach seinem verkrüppelten Kinde, winkte er den beiden Kleinen, den Schafen in die Berge nachzuklettern. Ich sprach inzwischen mit Petrus, einem aufgeweckten Jungen mit glänzenden Augen, der mir erfreut erzählte, daß er doch nun schon wieder mit Hülfe von Krücken laufen könne. Er wußte von Gott und Jesu und war als Kind getauft. Die Frau des Schafhirten klagte inzwischen Frau Heese, daß sie die einzige, schon etwas erwachsene Tochter habe aus dem Dienst nehmen müssen des kranken Vaters halber. Zum Schluß holte sie fünf sorgfältig abgewaschene Hühnereier hervor und bot sie Frau Heese an. Diese jedoch meinte, sie solle sie lieber ihrem kranken Manne kochen, aber erst nach vielem Hin- und Herreden und der Versicherung Frau Heeses, es sei gerade so, als habe sie die Eier bekommen, konnte sie die arme Frau bewegen, die Eier zu behalten. Wie ernst es ihr mit dem Geben war, geht daraus hervor, daß sie bei unserer Rückfahrt Frau Heese ihre Henne brachte, die diese wieder mit freundlicher Abwehr zurückwies.

Dunkelheit bedeckte das Erdreich, als wir auf dem holprigen, schlüpfrigen, abschüssigen Wege unsere Fahrt weiter fortsetzten. Unsere müden Pferde konnten kaum noch ziehen. Manchmal stiegen Herr Heese und ich ab, um einen recht steilen Hügel zu erklimmen und den Pferden so die Last zu erleichtern. Manchmal sangen wir auch ein frommes Lied in holländischer Sprache oder der Missionar legte einen Vers aus. Es ist seine Lieblingsarbeit, deutsche Kirchenlieder oder geistliche Lieder zu übertragen, passende Melodien dazu zu suchen oder dieselben umzusetzen, und er hat dadurch der Mission schon manchen wesentlichen Dienst geleistet. Inzwischen schien aber unsere Fahrstraße immer unwegsamer zu werden. Brechendes Gebüsch knackte unter den Hufen der Pferde und den Rädern, und abschüssig herabgleitend fiel die Karre in ein Loch, aus dem sich die armen, abgematteten Pferde zuerst nicht wieder herausarbeiten konnten. Man hörte dabei das

geheimnisvolle Rauichen des nahen Flusses, durch den wir noch fahren mußten, und in der Dunkelheit schien unsere Lage sehr bedenklich. Herr Heese stieg ab, um den verlorenen Weg zu suchen. Ich sandte ein Gebet gen Himmel, und ich bin sicher, Frau Heese an meiner Seite that dasselbe. Da hörte ich die Stimme eines Eingeborenen die Dunkelheit und das Schweigen durchdringen, und wahrlich, es schien mir die Antwort auf mein Gebet, Gott möge uns einen Engel senden. Auf einen Eingeborenen habe ich in solchen Dingen das unbedingtste Vertrauen. Beruhigend rief er den Pferden zu, half die Karre aus dem Loch herausbefördern und brachte uns zur Furt des Wassers, in dessen düstere, leise rauschende Fluten sich bald unsere Räder tauchten.

NB. Wären wir nicht in das Loch gefallen, wären wir wahrscheinlich an einer verkehrten Stelle in den beinah vollen Fluß gefahren und alle ertrunken.

Hindurch und mit äußerster Anstrengung einen steilen, schlüpfrigen Hügel hinan, und endlich schimmerten freundliche Lichter durch dichte grüne Bäume. Kurze Zeit darauf saßen wir an der gastlichen Tafel des Herrn Kaufmanns Helm zusammen mit einer fröhlichen Gesellschaft, die zum großen Teil aus Missionaren bestand. Sie hatten nur noch unsere Ankunft abgewartet, um sich von den anstrengenden Fahrten resp. Ritten zu stärken. Die meisten waren wie wir von ferne gekommen und hatten ähnliche Gefahren wie wir in den schlüpfrigen Gebirgspfaden erlebt. —

Fröhlich ging es beim Essen zu. Mein Tischnachbar war ein englischer Missionar, der einige verunglückte Brocken Deutsch zu meiner Erbauung vorbrachte, bis er merkte, daß das Englische mir geläufig sei, und nun wurde unsere Unterhaltung eine sehr lebhaftere. Nach Tisch sangen die Herren im sehr kleinen Wohnstübchen englische geistliche Lieder, darunter die mir so lieben Sankey-songs. Herr Gamble, der englische Missionar, setzte eine besondere Energie daran. Am folgenden Tage sang er drei volle Stunden, zum Teil auf seinen Knien liegend, um den kleinen Druck im englischen Liederbuche, aus dem zugleich gespielt wurde, besser lesen zu können. Er schien ein warmer, begeisterter Missionsfreund zu sein, ebenso wie ein junger Kaufmann, Mr. Pearle, der auch, ebenso wie unsere Wirte, zu der schon erwähnten ausgebreiteten Missionsfamilie gehört, und der in seinem stillen, ernstlichen Wesen einen Gegensatz bildete zu Mr. G.'s Feuer. Im Singen war er ebenso ausdauernd.

Am folgenden Morgen begaben die jüngsten Töchter des Hauses und ich uns früh in die Kirche, um dieselbe nach englischer Sitte für den Gottesdienst zu schmücken. Kleine farbige Mädchen brachten aus den feuchten Schluchten riesige Farrenkräuter, die über Manneshöhe lang in ihrer zarten Schlankheit mit den weißleuchtenden Kallas zusammen einen reizenden Schmuck ausmachten. Sonst war das Kirchlein auch völlig ohne solchen. Ein länglich viereckiges Gebäude, mit Schilf gedeckt, schmucklose Fenster, ebenfalls viereckig, rohe lehnlose Holzbänke und eine Plattform da, wo bei uns der Altar steht. Die Independenten, deren Bemühungen hauptsächlich dieser Kirchbau zu danken war, haben weder Altar noch Kanzel. An der Plattform war denn auch der einzige Versuch einer architektonischen Verzierung gemacht. Ein zierliches Gitter umgab dieselbe, und das Bretthchen, auf dem das Buch liegt, versehen wir mit einem blauen, goldumranderten Sammetdeckchen, das wir noch in aller Eile angefertigt hatten.

Draußen begann inzwischen ein reges Leben, ein Ochsenwagen nach dem andern mit Farbigen traf ein. Wie lange Karawanen zogen sie die steilen Berge herauf, indem eben so viele Menschen, wie in demselben saßen, noch voraus und hinten nach gingen. Waren sie müde, so stiegen die Insassen des Wagens aus und ließen die andern sitzen, so gelangten sie endlich zum Ziele. Die bunten Kopftücher und hellen Kleider, welche die dunklen Gesichter mit den glänzenden Augen so vorteilhaft heben, belebten bald den Platz zwischen Kirche und Wohnhaus, während Reiter von allen Seiten her ansprengten und Karren voller Insassen fortwährend herzurollten. Erstaunt sah ich, wie diese weltverlorene Einsamkeit sich belebte, wie die, meinen europäischen Begriffen nach, unpassierbaren Pässe, Straßen und Flüsse für diese entfernt wohnenden Menschen kein Hindernis gewesen waren, zum Hause des Herrn zu kommen. Ein feiner, kalter Regen, der die hohen Berge besuchte, schien der frohen Feststimmung keinerlei Eintrag zu thun; denn laute Begrüßungen, frohes Lachen und lebhaftes Erzählen hörte ich überall. Endlich trat ich, von der Masse getrieben, wieder ins Haus, wo eine stattliche Anzahl Bauernfamilien, also Weiße, sich versammelt hatten, bei deren Kleidung ebenfalls die lebhafteste Farbenzusammenstellung, die doch wohl dem heißeren tropischen Himmel angemessen sein muß, ins Auge fiel: Dunkelroter Atlasrock mit schwefelgelber Bluse, dazu großer weißer Strohhut mit bunten Blumen, dann wieder eine blau und gelbe Toilette, dazwischen für die Jugend immer das weiße Gewand, das in Afrika dem Auge so wohl thut, wenn es auch leider durch das Fahren im Ochsenwagen und die wunderliche Manier der Afrikaner, in ihren Kleidern zu schlafen, seine Frische verloren hat. Die lebhafteste Unterhaltung, welche bei den Eingeborenen draußen herrschte, war bei denen europäischer Abkunft nicht zu finden. Schweigend und phlegmatisch saßen sie an den Wänden, meine Versuche zur Unterhaltung scheiterten an dem einförmigen yes und no. Da mir ein solcher Zustand immer drückend ist, und das kleine Wohnzimmer von sieben konferierenden Predigern eingenommen war, blieb mir nichts anderes übrig, als mich von neuem dem feinen Regen auszusetzen, wo ich wenigstens die fröhlichen Farbigen vor mir sah. Endlich wurde an ein altes Eisen geschlagen, das Zeichen zum Anfang des Gottesdienstes. — Die Söhne des Herrn Missionar Heese, die inzwischen zu Pferde angelangt waren, bliesen nebst einigen Farbigen wunderhübsch zum Hinübergehen. Ein Sohn des Helmschen Hauses trug eine riesige Bibel, welche die Großmutter Helm noch kurz vor ihrem Tode dieser Kirche vermacht hatte. Ein anderer naher Verwandter, ein würdiger Greis, der Independentenprediger war, schloß das Kirchlein auf, und nun füllte es sich von der zahlreichen Menge. Mehr als die Hälfte der Bänke war von den Weißen besetzt, die natürlich zuerst Plätze bekamen. Viele Farbige kletterten in das Dach, wo rohe Bretter querüber lagen, um den Dachstuhl vom untern Gebäude zu trennen, noch mehr standen draußen, wo inzwischen die freundliche Sonne die Gebirgsnebel zerstreut hatte.

Fünf Prediger verkündigten nun von der Plattform das Wort, indem der folgende immer den Faden da aufnahm, wo der vorhergehende ihn hatte fallen lassen, so daß es den Eindruck machte, als sprächen sie alle frei, wenigstens in dem Maße, daß sie in ihrer vorbereitenden Rede geschickt an das Vorige anknüpften und darauf zurückgingen. Tonangebend und zwar mit gewaltigem Klang war der Prediger der holländisch-reformierten Ge-

meinde, der das Wort „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an“ mit erschütterndem Ernst in die Zuhörer rief. Da sah man weniger den liebenden, suchenden Heiland, als den strengen Richter, und der zweite Teil seiner Rede, der uns vor eine zweite Thür führte, wo nicht der Heiland, sondern wir die Suchenden, Klopfenden sind und wo es heißen wird „wahrlich, ich sage euch, ich kenne euer nicht!“ klang wie die Posaune des Gerichts, die wohl den ärgsten Sünder erschüttern konnte. Wunderlich war es mir, daß er die Gemeinde, oder vielmehr die aus den verschiedensten Gemeinden zusammengesetzte Zuhörererschaft, in zwei Teile teilte, unbefehrte und solche, bei denen es schon „zu spät“ sei, so daß demütig fromme Herzen, die sich an ihren Heiland klammern, erschrocken fragen mußten „wo bin ich?“ Meine Augen fielen auf die frommen Gesichter einiger alten Bauern, die andachtsvoll mit gefalteten Händen aufschauten und auf die anderen Prediger, die alle fromme Christen waren, und aus deren Mitte ich nachher die Klage hörte, daß sie so behandelt worden seien. Als nun der Hauptteil der Predigt vorbei war, gab der Pastor vor, einen Brief an den Heiland zu schreiben und verfuhr dabei in der methodistischen Art, die die Zuhörer gewaltig aufregt, besonders wenn sie noch Neulinge sind. Leise murmelnd sprach der Prediger die Worte, die er dann mit Bleistift auf ein Stückchen Papier notierte, wobei eine lange, stumme Pause entstand, die bei einem überfüllten Raum etwas außerordentlich Drückendes und Aufregendes hat. So abwechselnd murmelnd und schweigend und kitzelnd hielt er uns über Gebühr lange gespannt, — bis er endlich aufhörte, und wir in Gottes freie Sonne hinaustraten.

Nun wurde ein sogenannter Bazar gehalten, bei dem aber nur Nahrungsmittel verkauft wurden. Von allen Seiten waren Frau Helm Körbe voll Kuchen und Pfannkuchen zu diesem Zwecke zugeschickt. Kaffee, Zucker und Milch hatte sie ebenfalls ohne Kosten erhalten, und die jungen Mädchen verkauften nun an weißgedeckten Tischen den hungrigen Gästen den erquickenden Trank. Ich half auch, der Verkauf ging sehr gut. Es war oft schwer, alle zu befriedigen. Die Weißen wurden in einer Halle bedient, die Farbigen draußen. Ich half natürlich bei den Farbigen, die mir doch immer besonders lieb sind. Die guten Pfannkuchen der Frau Missionar Heese fanden besonders lebhaften Anklang und schwandten dahin, wie Schnee in der Sonne. Es waren auch belegte Butterbrote da, aber als wir einigen Eingeborenen zuriefen: „Kauft doch Brot“, erwiderte ein strammer schwarzer Jüngling lachend: „Brot? nein, heute esse ich nur Kuchen.“ Es war dies ein Ausdruck hoher Festesstimmung. Nachher hatten wir 18 Pfd. Sterl. (360 Mark) in runder Summe eingenommen, ein Zeichen, daß es der Bevölkerung nicht an Geld fehlt. In der Kollekte waren ungefähr 14 Pfd. Sterl. einkommen, so daß zur Deckung der auf der Kirche noch lastenden Schuld von 44 Pfd. Sterl. nur noch 12 fehlten, die am folgenden Abend von dem Vater des jungen ersten Kaufmanns gezeichnet wurden. Letzterer sprach am Nachmittag auch noch schöne Worte, und das Ganze wurde abgeschlossen durch eine Predigt Herrn Heeses, in welcher unjomehr das stille jaufte Säusen hervortrat, als man noch das Glas Felsenzerbrechende und Erderschütternde der Vormittagspredigt in den Gliedern fühlte. — Nun zogen im verglühenden Abendlicht zum großen Teil die Pilger heim. Frau Heese, die die meisten der Familien kennt, stand wie eine Mutter unter ihnen, und alle nahmen herzlichen Abschied mit Händedruck und freundlichem Wort. Dann zogen

die bunten Karawanen von dannen. Die Wagen hatten sie mit Grün bekränzt, und wenn auch die Taschen um ein paar Schilling leichter waren, so trugen die Leute das Frohgefühl heim, ein herrliches Fest zu Gottes Ehre miterlebt zu haben und nun auch ein Kirchlein zu besitzen, wo ihnen in größerer Nähe als sonst das Wort des Herrn verkündigt wurde. Drei Konfessionen war das Gotteshaus übergeben: den Independenten, den Reformierten und den Ewang.-Lutherischen, die hier abwechselnd einen Missionar herschicken sollten, um zu predigen und zu taufen. Auch genügendes Weidefeld für Ochsen und Pferde war von der Familie Helm gestiftet, damit die von fernher kommenden Kirchengäste auch Futter für ihr Zugvieh hätten. Ich hörte nachher, daß ein Zweig der Familie nicht mit dieser großartigen Schenkung einverstanden sei.

Die meisten, die zur Einweihung gekommen, waren jetzt abgereist, nur die Gäste des Hauses blieben noch, und zu diesen hatten sich seit dem vorigen Abend noch mehrere gefunden, so daß ich mit drei anderen Damen auf dem Fußboden des kleinen Wohnzimmers schlafen mußte. Da die geistlichen Herren und auch wir Damen wieder stundenlang geistliche Lieder sangen, wurde es sehr spät, bis sie das Zimmer verließen. Dann wurde in der Eile ein Lager aufgeschlagen, eine einzige dünne Mattendecke mußte für uns vier genügen. Meinen Regenmantel hatte ich drüben bei Frau Heese gelassen, und ich gab mich eben drein, ein paar eiskalte afrikanische Nachtstunden mit Zähneklappern zuzubringen, als eine der jungen Töchter des Hauses wieder aufsprang, ins Eßzimmer eilte, in welchem ihre Eltern und jüngeren Geschwister gelagert waren, dort mit entschlossener Hand Mr. Searles Überzieher, der an der Thür hing, ergriff und ihn über mich warf. Und ich muß sagen, daß, obgleich mir eine solche Benutzung fremden Gutes ohne Erlaubnis etwas störend war, ich doch dankbar fühlte, daß meinen Körper eine wohlthätige Wärme durchdrang, die mir das Schlafen ermöglichte. Früh wurde dann wieder der Rock an seine Stelle befördert, und ich muß gestehen, daß ich mich rot werden fühlte, als Herr Searle so ahnungslos sein Eigentum vom Nagel herabholte und sich gegen die Morgenfrische überzog, ohne zu ahnen, welchen Liebesdienst sein warmer Flauschrock in der Nacht erfüllt hatte. Nur der Gedanke, daß er sich darüber gefreut haben würde, beruhigte mich. Schon bei Sternenhelle waren wir wieder auf, denn ehe sich alle Gäste versammelten, mußten unsere Schlafstätten ja wieder in Eßräume verwandelt werden, und nachdem ich drei tödliche Stunden, wie die Franzosen sagen, in der Morgenkälte des Gebirges durchfroren hatte, drang ein erwärmender Strahl durch die Nebel und malte die blauen Berge in Rot und Gold. Ich eilte hinaus in den taureichen Garten, um unter riesenhohen Orangenbäumen (sie hatten hier die Höhe von großen Eichen und Ulmen) zu lustwandeln und mir selbst Früchte von den schwerbeladenen Zweigen zu pflücken. Von den letzteren lag auch noch reichlich am Boden, und Hühner und Schweinchen erquickten sich daran. „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen, im dunklen Laub die Goldorangen glühen?“, daran mußte ich unwillkürlich denken. Inzwischen wurde eine Karre nach der andern eingespannt, ein Gast nach dem andern verließ mit herzlichem Gruß und Dank das gastfreie Haus, bis auch wir im herrlichen Sonnenschein unsere Rückkehr antraten und am Nachmittag wohlbehalten in Riversdale ankamen mit dem Gefühle, einer schönen Feier von hoher Bedeutung für die Mission beigewohnt zu haben.

Auf der Rückfahrt hatte ich Gelegenheit, ein merkwürdiges Felsgebilde, welches ich täglich von meinem Zimmer aus sehen konnte, noch besser zu beobachten, es ist das sogenannte Mozambique-Baby. Aus riesigen Felsblöcken gebildet, scheint hoch oben auf dem Berge ein süßes Kind zu schlummern. Man sieht die Rundung der Wange, die Augenwimper, den reizenden zarten Arm, auf dem das Haupt zu ruhen scheint. Ein so tiefer Friede ruht auf den Zügen, daß man entweder an ein totes oder schlafendes Kind erinnert wird. Sanfte krause Locken liegen dem Bilde auf der Stirn. —

9. Wieder in Bethanien.

Nicht lange nach meiner Rückkehr hatten wir hier auf unserer Station einen Schwerkranken, Abraham mit Namen. Er gehörte der Mischlingsrasse an, und hinter ihm lag ein reich bewegtes Leben. Als er zwei Jahre alt war, brach Krieg in seiner Heimat aus. Er ging seinen Eltern verloren. Waren sie verschlagen, oder war ihnen das Kind abhanden gekommen, niemand weiß es. Genug, ein Bauer fand das verlassene Knäblein und ritt zwei Tagereisen weit mit ihm seiner Heimat zu. In Blumfontein, der Hauptstadt des Freistaats, angelangt, ließ er sich vom Magistrat das Kind als sein Eigentum zuschreiben und nahm es in sein Haus. Hier ließ er es mit seinem eigenen Sohn aufwachsen, ließ es den Bauertraditionen zuwider mit am Tische essen und gab ihm eine christliche Erziehung. Groß geworden, mußte er ihm dienen. Als er das Alter erreicht hatte, gab ihm sein Herr eine Frau und eine Hütte für sich. Als er 25 Jahre alt war, ließ er ihn kommen und erklärte ihm, er möge frei ausgehen, er habe ihm nun lange treu gedient. Abraham nahm das Geschenk der Freiheit freudig an und zog mit seiner Frau und seinen Kindern von dannen und suchte Wohnung auf einer Missionsstation, denn er sei gewöhnt, das Wort des HErrn zu hören. So kam er nach Bethanien, blieb jedoch in Verbindung mit seinem früheren Herrn, einem von den sehr angesehenen van Zyls, die nicht weit von hier Besitzungen haben. Nicht immer wandelte Abraham in den Wegen des HErrn, sondern er irrte eine Zeit lang und war in Gefahr, gänzlich abzufallen, doch die treue, unermüdlige Liebe seines Weibes Ailia brachte ihn wieder zurück. Schon seit Jahren litt er an Asthma, was jetzt, da er über 70 Jahre war, heftiger wurde und in eine schwere Wässerjucht ausartete, die den Armsten an ein schmerzhaftes Krankenlager fesselte. Unsere Missionare besuchten ihn oft, lasen ihm vor und beteten mit ihm. Da ward Herr Superintendent Grünzer durch sein Amt weggerufen zu einer weiteren Reise und trug mir auf, den Kranken in seiner Abwesenheit öfter zu besuchen. Ich war mehrere Male drüben mit den Missionsfrauen, die alle möglichen Mittel versuchten, um ihm Erleichterung zu verschaffen, jedoch vergebens. Am Tage vor seinem Tode fuhren Frau Grünzer, ihre Tochter Elisabeth und ich hinüber. Letztere hatte eine Apfelsine mit sich, welche ihm von Frau Grünzer Stück für Stück in den Mund gesteckt wurde. Die kühle Frucht schien den Sterbenden zu erquickern. Denn sterbend war er, daß sah man am dunkelwerdenden Auge, an der schweratmenden Brust. Schon wurden seine Worte undeutlich. Frau Grünzer sprach ihm tröstlich zu, doch schien er noch etwas zu wünschen. Als ich mich über ihn beugte, um Abschied zu nehmen, ergriff er krampfhaft meinen Arm und flüsterte: „Unser Vater,

unser Vater!“ „Ja“, sprach ich, „unser Vater, der liebe Gott, wird dir den Tod erleichtern, wird dich aufnehmen in den Himmel.“ Doch er schüttelte heftig den Kopf. „Unser Vater, der du — der du —“ rief er ängstlich. Ich merkte, daß er das Vaterunser zu beten wünschte, und daß es seinem dunkelwerdenden Geiste entflohen war. Wie froh war ich, es holländisch auswendig zu wissen, denn diese Sprache spricht er. Bitte für Bitte sprach ich ihm vor, lachte er mir nach! Bei dem „Führe uns nicht in Versuchung“, sprach er die Worte mit sichtlicher Seelenangst, und seine Finger gruben sich förmlich in meinen Arm. Doch als er die Worte „Denn dein ist das Reich — bis in Ewigkeit“ nachsprach, malte ein süßer Friede sich in seinen Zügen. Er ließ meinen Arm los, „Danke, danke“, stammelte er. Noch in derselben Nacht ging er zu seinem Herrn.

Am folgenden Tage, als er begraben wurde, hatte sich eine sehr zahlreiche Versammlung eingefunden. Unter den Anwesenden war auch der sehr alte greise Herr van Zyl, sein früherer Herr, dessen Sohn, der mit ihm erzogen ist, auch schon im Schmuck der weißen Haare, und sein Enkel, ein kräftiger junger Mann von mehr als 20 Jahren. Beide alte Herren hatten mit ihren Frauen Abraham in seiner Krankheit öfters besucht, was demselben immer eine große Freude war und ihm neue Lebenskraft zu schenken schien. Was für eine Güte darin liegt, kann man nur verstehen, wenn man weiß, wie die Bauern hier zu Lande die Farbigen im allgemeinen verachten, nie ihre Hütten betreten, wenn sie es irgend vermeiden können. Beide alte Herren redeten am Grabe schlichte Worte. Die Feier leitete Herr Missionar Sandrock, der in einer schönen Rede die besonderen Gnadenführungen Gottes im Leben des Verstorbener darstellte.

Noch einen Schwerkranken, Sterbenden, hatte Herr Grünner bei seiner Abreise zurücklassen müssen, der auf einer Berst, eine halbe Stunde zu Pferd von hier, darniederlag. Dieser junge Mann war noch ein Heide und litt an der galoppierenden Schwindjucht. Wir, eine junge Missionarstochter und ich, ritten am frühen Morgen über das grüne Feld dahin. Einer der Farbigen, die allezeit gute Kenner von Weg und Steg und sicher im Sattel sind, begleitete uns. Durch den Fluß hindurch, das steile Ufer hinan, schlugen wir den Weg nach den Hügeln ein, deren eine Öffnung den Namen Zwartpoort, d. i. schwarze Pforte, trägt. Die Leute, die hier in näher einanderliegenden Hütten wohnen, sind mir meistens schon bekannt. Wir lenkten unsere Pferde nach Marias Hof, die die Schwiegermutter des Kranken ist. Ich kenne sie und ihre Kinder sehr gut, da ihre Tochter Hanna fast ein Jahr lang den Dienst in meinem Zimmer versah, wobei sie sich durch Nettigkeit und Sauberkeit auszeichnete. Nachher kam sie jeden Sonnabend zum Unterricht zu mir, und wenn sie auch nicht besonders begabt war, so zeigte sie doch eine hübsche Bibelenkenntnis, und vor allen Dingen war sie sehr treu im Kommen, was bei den Farbigen eine Seltenheit ist. Veränderlichkeit ist einer ihrer Hauptfehler, und manchmal habe ich zur bestimmten Stunde umsonst gegessen und einen dunklen Schüler umsonst erwartet. Also zu Marias Haus, das nicht rund wie die andern, sondern von länglich vier-eckiger Form ist, ritten wir. Ein grünes Bäumchen, eine Seltenheit hier bei unsern Leuten, winkte freundlich aus der runden, niederen Steinmauer, die den Hof umgiebt, doch Maria sandte uns zu einem etwa 50 Schritt entfernten Schuppen, in dem wir den Kranken finden würden. Es war die heißeste Sommerzeit, und der Ärmste konnte in dem offenen Gebäude mehr

Luft kriegen als in der geschlossenen Hütte. Da lag er nun hinter dem Wagen auf einem Lager von Fellen. Man mußte niederknien, um ihm nahe zu kommen. Sein jugendliches Gesicht war von unendlich traurigem Ausdruck, und die schwarzen Augen, von denen das Weiße so eigentümlich in dem dunkeln Gesicht leuchtete, schauten mit suchendem Ausdruck umher. Wir hatten ihm kühlenden Fruchtsaft und Kuchen mitgebracht, allein er wies beides als zu süß zurück. Ich fragte ihn: „Kennst du den Herrn?“ er sprach: „Ich kenne ihn nicht, aber ich suche ihn!“ „Wenn du ihn suchst, wirst du ihn finden“, erwiderte ich, und nun sprach ich zu ihm in seiner Sprache, die ich aber noch oft mit Holländisch ausflüchten mußte, von Jesu und seiner Liebe, von Veröhnung und Frieden mit Gott, so wie es mir der liebe Heiland, zu dem ich meine Seele im Gebet erhoben hatte, eingab. Der Kranke, dem Tode so nahe, hing an meinen Lippen, und als ich fragte, ob ich mit ihm beten sollte, willigte er gern ein. Ich gab ihm dann ein Bildchen vom Herrn Jesu, wie er die Arme ausbreitet, um arme Sünder zu umfassen. Er stellte es sich an der Seite des Lagers auf, gegen ein Gefäß gelehnt, in dem ein wenig saure Milch, seine einzige Nahrung, enthalten war. Seine Augen hingen unverwandt mit rührendem Ausdruck daran, und als wir Abschied nahmen, fragte er seine junge Frau ängstlich, ob wir das Bild wieder mitnehmen würden. Wir beruhigten ihn darüber, und er befahl seiner Frau, es wohl aufzuheben, damit es später seine Kinder bekommen könnten. Wir bestiegen unsere Pferde wieder. Dort vor dem Schuppen standen viele seiner Verwandten, auch Simon Tau, einer unserer Nationalhelfer, der den Kranken treulich mit geistlichem Zuspruch besuchte. Gefällig halfen sie uns auf unsere Pferde, und wir kehrten gedankenvoll in der immer heißer werdenden Sonne nach Hause zurück. Am zweiten Morgen danach, als ich früh vor meiner Thür stand, sah ich Simon Tau mit einigen anderen Männern aus Zwartpoort vor dem Laden stehen. Ich ging sogleich zu ihnen, es war, wie ich vermutete, sie waren gekommen, um Bretter zum Sarge zu holen. Der junge Mann war in der Nacht gestorben. Er sei ruhiger gewesen, sagte mir Simon, nach meinem Besuche, und die Worte „Friede—Vergebung der Sünden“ seien öfter auf seinen Lippen gewesen. So ging er hin in das für ihn unbekante Land — hat Gott sein Sehnen angenommen? Ich erbitte es, ich hoffe es! — Am folgenden Tage wurde er begraben, da er als Ungetaufter starb, war kein Geistlicher an seinem Grabe. Der Nationalhelfer hielt die einfache Feier. Mir schien das Grab des armen Heiden nicht so finster, „Friede mit Gott — Vergebung der Sünden“ standen als zwei helle Sterne darüber.

Katdoornput: So ist der Name eines Gutes, das 9 Stunden zu Pferde von hier im Mittenfelde, einer grasigen Hochebene, liegt. Früher wohnte hier auf Bethanien der Missionskaufmann Herr Mülke mit seiner Familie. Fünf seiner munteren und begabten Kinder besuchten meine Schule. Wie lustig und lebendig ging es damals her! Ich verlor sie sehr ungern. Doch die Eltern nahmen sie mit sich, als sie damals auf ihr Gut, eben jenes Katdoornput, zogen. Dort, weit entfernt von Kirchen und Missionaren, wohnen eine Menge Farbiger, von denen die meisten noch Heiden sind. Einige Nationalhelfer treiben dort ihre treue Arbeit, indem sie auf die Werkten umhergehn, Seelen suchen, Leute zur Taufe vorbereiten, von Zeit zu Zeit eine Versammlung halten und das Wort des Herrn predigen. Nach einer zwölfstündigen Fahrt, die allerdings zweimal durch Ausspannen und

Kaffeekochen unterbrochen wurde, kamen wir an unserm Bestimmungsorte an. Freilich, so ein afrikanisches „Gut“ sieht anders aus als ein deutsches, und gerade diesem stand der neue Anfang auf der Stirn geschrieben. Das flache, lang sich hinstreckende Gebäude ist nach und nach je nach Bedürfnis der Bewohner entstanden. Am liebsten möchte ich es mit dem englischen Ausdruck „stragging“ bezeichnen. Zuwendig ist alles mit frischer bunter Tapete beklebt, und nette Möbel sind in den Zimmern aufgestellt. Bilder und andere Zieraten geben dem ganzen einen freundlichen Anstrich. Vor der Thür prangt ein allerliebster Blumengarten mit bunten Verbenen, Georginen, einigen späten Rosen und Reseda. Täglich tragen die kleinen Mädchen das Wasser selbst heran und begießen, sonst würden die zarten Kinder der Flora bald ein Raub der glühenden Sonne werden. Weiterhin beginnt eine Pflanzung junger Cedern- und Wacholderbäume, dann folgt der Obstgarten und das Maisfeld. Alle Bäume sind noch jung, Pflanzbäume, die erst vor 1 Jahre 10 Monaten gepflanzt waren, trugen bei doppelter Manneshöhe schon reiche Früchte. Der rote Sand ist hier sehr fruchtbar. Beim Gute dehnt sich eine weite, eintönige Salzpfanne aus, deren Bodenbeschaffenheit ja Vegetation unmöglich macht. Die Ufer jedoch, wo der Einfluß des Salzes aufhört, sind mit frischem Grün und hübschen Akazien- und Dornbäumen geschmückt. Mit Jubel wurden wir empfangen, der um so größer war, da wir für die Kinder einen ihrer früheren Spiel- und Schulkameraden, einen elfjährigen Knaben, mitgebracht hatten. Die an mich sehr anhänglichen Kinder nahmen mich gleich in Beschlag und führten mich überall umher, nachdem wir von dem guten Gebäck und Kaffee der Hausfrau gekostet hatten.

Schon am Abend hatte sich eine Anzahl Farbiger gesammelt, denen der Nationalhelfer Richard in der großen Küche einen Gottesdienst hielt, wobei sie mit ihren hübschen Stimmen geistliche Lieder sangen. Ich ging einen Augenblick hinein und freute mich an dem frohen, wirklich glücklichen Ausdruck im Angesicht der Leute beim Singen, z. B. des uns allen lieben „Laßt mich gehn“, „Ich bete an die Macht der Liebe“, „Unter Lilien jener Freuden“ u. s. w. Natürlich sangen sie in ihrer Sprache, in welche diese und viele andere Lieder in gleichem Vermaß übertragen sind. Früh am andern Morgen waren wir munter und genossen die prächtige Frische der afrikanischen Morgenstunden. Hinaustretend aus der Umzäunung des Platzes, sah ich von nah und fern die Farbigen herbeieilen. Hier kamen einige Frauen, in bunte Decken gehüllt, ihre Kinder auf dem Rücken tragend, mühselig zu Fuß an, dort eine Gruppe hoch zu Roß, Männer und Frauen, die letzteren wie Männer reitend, da wieder eine Karre mit einer Menge Inzassen, und dort, langsam sich herwindend, der unvermeidliche Ochsenwagen, der gleich mehreren Familien zusammen dient und zu gleicher Zeit Nachtlager, Schutz gegen die Mittagsglut und gegen den Wind, und, während er dasteht, eine Art Wohnhaus für die Gesellschaft bildet. So waren denn bis 10 Uhr eine stattliche Anzahl heißbedürftiger Seelen versammelt, und hier, wo weder Gewohnheit noch Zwang sie in die Kirche führt, ist wohl anzunehmen, daß der Ausdruck wirklich bei fast allen wörtlich zu verstehen ist. Die große Küche der Familie Mülke war zum Besaal eingerichtet, während in der kleinen das Essen kochte, dessen Brodeln sich in die Stimme des Predigers mischte. Ein kleiner weißbedeckter Tisch bildete den Altar, von dem zuerst den Weißen (es war noch eine Gutsbesitzerfamilie aus der

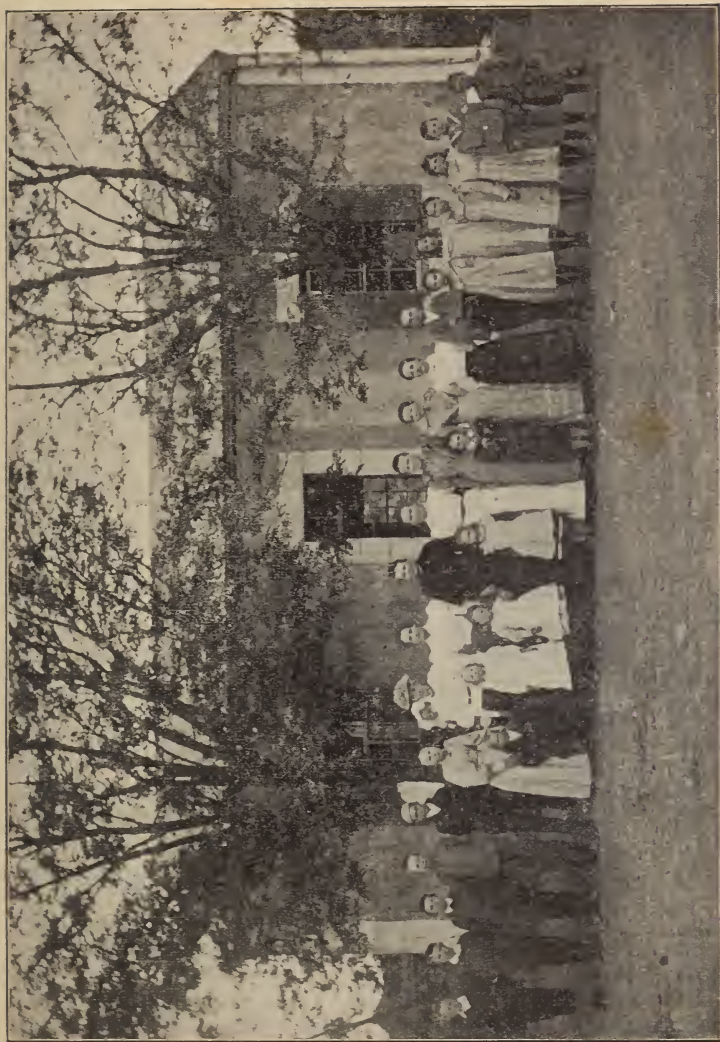
Nähe herbeigekommen) und dann den Farbigen, die schon Christen waren, das heilige Mahl ausgeteilt wurde. Die erste Predigt wurde holländisch gehalten, nachmittags dann eine setschuana über den Text des Epiphaniastages, ein Evangelium, das mir vor einer Versammlung, die zum großen Teil aus Heiden bestand, besonders beweglich war, ja es mir immer ist, da dieser Text meines Geburtstages einen großen Anteil daran hat, daß ich hinausging, die Heiden zusammenbringen zu helfen. Nach der Predigt konnte ich auch ein klein wenig für die lieben Versammelten thun. Eine Sammlung der Schnorrchen bibl. Bilder, die mir von der Gräfin Finkenstein geschenkt und von ihrer Familie in liebenswürdiger Weise für mich koloriert war, hatte mich auf der Reise begleitet. Ich holte sie nebst einer Menge kleinerer Bilder zum Verschenken, zeigte denen, die da bleiben wollten, die Bilder und erklärte sie ihnen mit dem Setschuana, das ich in der Eile zusammenraffen konnte. Gott half mir, und siehe da, es ging besser, als ich dachte. Die Leute verstanden mich, fragten, lachten in ihrer gutmütigen Art, wenn ihnen etwas besonders gefiel, und wenn eine Gruppe sich löste, bildete sich wieder eine andere, so daß ich nach einer oder anderthalb Stunden ganz heiser und sehr warm, aber auch sehr glücklich die heiße Küche verließ. Die kleinen biblischen Bilder, die mir von guten Freunden aus Oesterreich und Schweden geschickt waren, hatten guten Absatz gefunden. Möge doch eins oder das andere dazu dienen, ein Auge auf den Heiland zu ziehen, oder einen Augenblick, der sonst müßigen Gedanken gewidmet wäre, dem Himmel zu weihen. Dasselbe bunte Bild wie am Morgen entwickelte sich nun draußen wieder. Hier sah man Freunde voneinander Abschied nehmen. Laut riefen die Davonreitenden ihren Gruß „Dumela“! (ich glaube, vertraue dir) den Zurückbleibenden zu, die darauf ihr eh! ihr Ja als Zustimmung erwiderten. Andere spannten ihre Pferde ein oder holten ihre Dohsen aus dem Felde zurück, und bald waren sie alle von dannen gezogen. Stille lagerte über dem Gefilde. Möge Gott geben, daß sie einen reichen Segen davongetragen haben. Am folgenden Tage fuhren wir wieder zurück über das sogenannte Mittelfeld. Meilen und Meilen weit sieht man nichts als grüne hochwogende Graswellen, eintönig, wie ein grüner Ozean, aber ohne des letzteren Lichteffekte und wunderjame Widerspiegelungen. Nur sehr selten sahen wir ein paar Kinder oder Pferde weiden, was mich auf die Vermutung brachte, dieses herrlich aussehende Gras möchte nicht so gut zum Futter taugen. Müde, aber befriedigt kehrten wir am Abend wieder heim.

Unsere Synode.

Wenn die geistlichen Herren zu ihren jährlichen Beratungen zusammenkommen, wozu nach der Reihe die verschiedenen Stationen gewählt werden, so kommen sie nicht allein. Mit Kind und Regel kommen sie herbeigezogen und machen jedesmal die betreffende Station zu einer vielbelebten, buntbewegten. Daß das für manche Missionarsfrau ein willkommenes Ausspannen aus der fortlaufenden Arbeit und eine Gelegenheit zum Austausch der Erfahrungen und Gedanken mit den Schwestern ist, kann man sich denken. Für die Kinder ist es eine lange herrliche Spielzeit, ein Heruntummeln unter volltragenden Aprikosen- und Pflirsichbäumen, um die sie manch kleines blaßes Stadtkind zu Hause beneiden würde. Aber sie haben auch keinen

Zirkus und kein Puppentheater, keine Theegesellschaften und Kinderbälle. Früher wurden diese Fahrten alle im Ochsenwagen gemacht, und wie Karawanen kamen sie angezogen, jetzt erleichtert die Bahn den Verkehr nach den meisten Plätzen, nur eine Familie mit fünf Kindern, zwei jungen Missionaren und einigen farbigen Dienstleuten kamen in der „Arche Noahs“ an, damit doch der Station der charakteristische Zug nicht fehle, einen aus- gespannten Ochsenwagen dastehen zu haben. Nun entwickelte sich bald ein frohes Leben, für die Einheimischen mit tüchtiger Arbeit verbunden, denn pünktlich, wenn die Herren aus der Sitzung kamen, mußte das Essen auf dem Tische stehen. Da hieß es denn sich tummeln in Küche und Garten. (Keller haben wir hier nicht). Der Teich gab seine Fische, der Garten seine Gemüse und Früchte, und manches Schäflein sah mit Schrecken, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte. Da gab es Kuchen und Butterbrot zu schneiden für die 17 Kinder, die wir im Hause hatten — im ganzen waren in dieser Zeit auf der Station 29 weiße Missionaraskinder — Milch zu geben, Früchte auszuteilen, Thränen zu trocknen, kleine Streitigkeiten zu schlichten, denn die kleine Gesellschaft, aus ihrer Gewohnheit herausgerissen, fand so manches anders und vielleicht weniger bequem als zu Hause, da es ja in unseren Verhältnissen nicht möglich ist, so vielen alles recht zu machen. Die Mütter hatten auch zu thun, die kleinen Dinger, die oft sehr schmutzig vom Spiel heimkehrten, immer wieder sauber und nett zu machen.

Die Verhandlungen wurden durch einen feierlichen Gottesdienst eröffnet, dem nur die Missionarshamilien beiwohnten. Es kam mir merkwürdig leer und einsam in unserm lieben Kirchlein vor, wo sonst auf allen Bänken die lieben Schwarzen sich drängen — nein, nur mit Weißen möchte ich nicht wieder auf immer zur Kirche gehen, nachdem Gott mir meinen Herzenswunsch erfüllt und mich hierher geführt hat. Den Verhandlungen selbst wohnen bei unserer Gesellschaft die Frauen nicht bei, wie z. B. bei der Brüder- gemeine, wo eine junge Missionarshfrau mir neulich ganz begeistert sagte: „Erst seit der Konferenz bin ich recht orientiert über unsere Mission und den ganzen Zusammenhang der Arbeit.“ Jedoch beim Mahl nach den Sitzungen bekam man so manches Interessante zu hören. Die Tage — unsere Synode fand Ende Januar statt — waren drückend heiß, so daß an Ausflüge oder auch nur kürzere Spaziergänge gar nicht gedacht wurde. Um so schöner waren die Abende, wo sich alles, der Arbeit ledig, unter den Bäumen versammelte, um der Ruhe und fröhlichen Unterhaltung zu pflegen. Zuweilen hielt auch einer der Brüder einen ansprechenden Vortrag. Besonders interessant und in das Missionsleben eingreifend war der frisch und lebendig gehaltene Vortrag des Herrn Superintendenten Grünzer: „Missionarisches“, der inzwischen gedruckt ist, um auch weiteren Kreisen zugänglich zu werden. Zehn Tage dauerte unsere Synode, die so manches Anregende brachte, dann brach eine Familie nach der andern auf, um in die Heimat zurückzukehren. Auch der Ochsenwagen, in dem schon Stunden zuvor die Kinder schön gebettet schliefen, setzte sich an einem herrlichen Mondscheinabend in Bewegung, denn in der Nacht fährt es sich mit diesem Beförderungsmittel am besten, und entführte uns einen Teil unserer Gäste. Mehrere von den Zurückbleibenden begleiteten das Gefährt ein Stückchen, auch ich schloß mich an; es war eine herrliche, tagklare Nacht. Nach einem Viertelstündchen Wanderns wurde froher Abschied genommen, dann kehrten wir zur schlum- mernden Station zurück, die, in Mondschein gebadet, wie in ein weißes



Die weißen Kinder auf der Station Bethanien.

In der Mitte Graf. Skühne.

Nachtgewand gehüllt erschien. Nur die riesigen dunklen Gummibäume standen in finstern Schatten wie ernsthaftige Wächter still und hochragend da. — Einige Gäste blieben noch ein Weilchen, um im lieblichen Bethanien unter schattigen Bäumen sich von der Hitze und dem Staube der Diamantenstadt zu erholen.

Eine Hochzeit in Bethanien.

Skaun war die Synode vorbei, als unsere Gedanken sich schon wieder auf ein anderes Ereignis richteten, nämlich die herannahende Hochzeit des Fr. Grünner, der Tochter des Herrn Superintendenten. Sie hatte in meiner Schule geholfen. Die Kinder hingen sehr an ihr, sie wußte mit ihrem frischen, fröhlichen, bestimmten Wesen sie so gut zu nehmen. Besonders war es der Gesang, den sie leitete, und ihr gutes Ohr machte sie besonders fähig, Mehrstimmiges, z. B. Motetten, einzuüben, die dann bei festlichen Gelegenheiten, wie Geburtstagen, gesungen wurden. Nun wollte die kleine Welt sich ihr auch erkenntlich beweisen. Auch die Kleinsten lernten Verschen zu den kleinen Gaben, die sie bringen wollten, und aus alten Sachen, Flitter und buntem Papier wurden von fleißigen Händen Kostüme hergestellt, die, ohne prächtig zu sein, doch ihren Zweck erfüllten. Diese Beschäftigung wurde natürlich nur abends vorgenommen, nachdem das Werk des Tages in der Weißen- und Farbigen-Schule vollbracht war, und manche Probe mußten wir halten, damit die kleinen Dinger ihre Sache nur einigermaßen gut machen lernten. Die Größeren machten natürlich mindere Schwierigkeiten. Von den vielen eingeladenen Hochzeitsgästen kamen fast nur die nächsten Verwandten, da viele die Kosten der weiten Reise scheuten und auch teilweise nicht von der Arbeit loskonnten. Das fröhliche, arbeitsreiche Treiben begann nun in Haus und Garten, das wohl jeder als einer Hochzeit vorausgehend kennt. Dort werden Blumen und Zweige geschnitten zu Guirlanden, hier laufen Mädchen mit Milch, Butter, Fleisch und sonstigen Dingen, die noch mit zum Hochzeitsmahl verarbeitet werden sollen. Hier im Zimmer sitzen einige junge Mädchen, die die letzte Hand an ein Hochzeitsgeschenk legen, da wird ein Polterabendkostüm anprobiert, hier noch eine Aenderung am Brautkleid selbst vorgenommen. Leider fehlen uns die Hände, die am meisten bei allen Vorbereitungen mit geholfen haben, die Schwester der Braut hat sich beim Spiel den Fuß verstaucht und muß nun sitzen und warme Umschläge machen, während sie sich sehnt, ihrer Mutter zur Hand zu gehen, die nun doppelt zu thun hat. Sie läßt sich aber Körbe mit Blumen bringen und windet, so gut es gehen will, Kränze und Sträuße. Die Herren dekorieren inzwischen das Gßzimmer mit frischem Grün, wobei es zu scherzhaftem Streit über das Arrangement kommt. Indessen sinkt die Dunkelheit herab. Alles wirft sich in Staat, und nach dem Abendessen beginnen abwechselnd mit Gesang die kleinen Aufführungen, wobei besonders die Kinderchen gefallen, die ihr Verschen so allerliebste und naiv vortragen. Die farbigen Diensthofen stehen mit glänzenden Augen an der Thür, um auch zuzusehn, wie die weißen Menschen „spielen“. Sie sind halb vergnügt, halb traurig, denn alle haben Miß Johanna sehr lieb, die mit dem ganzen Interesse einer Missionarstochter sich ihnen gewidmet und in ihrer frischen Weise an ihren Freuden und Leiden teilgenommen hat. Mit einem Abendliede wird die Feier geschlossen. Ermüdet begiebt sich alles zu Bett, um am Hochzeitmorgen, der sich mit strömendem Regen anmeldet, zu erwachen. Im

strömenden Regen laufen wir in den patzchnassen Garten, um Blumen und Zweige zur Kirchendekoration zu holen, im klebrigen Schmutze gehen wir hinüber und arbeiten mit den beperlten Tamariskenzweigen, dem schwer das Haupt neigenden Chrysanthemum; reizend sieht das Kirchlein aus, als es fertig dekoriert ist, aber noch immer gießt der Himmel Ströme von Thränen herab, und ich sehe zum erstenmal im Leben es einer Braut wirklich in den Kranz regnen, so daß die hellen Tropfen auf dem Schleier an den Myrtenblättern stehen. Nur wenige unserer lieben Farbigen hatten kommen können, die Flüsse waren voll. Ein kleiner Chor junger Mädchen hatte sich doch gesammelt und sang in der Kirche. Herr Missionar Meyer aus Kimberley spielte die Orgel sehr schön. Der Brautvater hielt die Traurede, und ernst und feierlich gestimmt horchte das Brautpaar, sie so lieblich, er so stattlich aussehend, den Worten aus so liebem, verehrtem Munde; — nun waren sie zusammengegeben im Namen des dreieinigen Gottes, nun holte der Wagen das Paar und einige der Gäste, während andere es nicht scheuten, mit zusammengerafften Kleidern schnell den Weg im Regen zu machen. Ein hübsches Hochzeitmahl an reizend mit Farrnkräutern dekoriertes Tafel folgte; dann verlief der Tag halb traurig, halb vergnügt und endete mit frohen Spielen. Am folgenden Tage wurde der Schule ein Fest gegeben. Die lieben farbigen Kinder erhielten Kaffee und Kuchen, und wir alle spielten nachher mit ihnen, wobei die beliebten Wettläufe nach Chokoladenstücken oder Früchten die Hauptrollen spielten. Nach zwei Tagen verließ uns das liebe junge Paar, um in eine ferne heißere Gegend zu einem heidnischen Stamm auszuziehen. Dort werden sie Missionsarbeit im wahren Sinn des Wortes treiben. Denn ganz heidnisch, noch unter einem Häuptling stehend, sind die Leute, und sie sind harten Herzens. Erst vier sind nach langer Arbeit zur Taufe gekommen. Doch der Missionar darf nicht entmutigt werden. Er muß seinen Samen, wie mir eine Missionärsfrau sagte, gleichsam über die Mauer werfen, und er kann nicht sehen, ob auf der andern Seite das Getreide aufgeht oder nicht. Wie oft ist auch mir beim Unterricht der kleinen Farbigen das Wort eingefallen: Cast your bread upon the waters and you will find it after many days.

10. Reise nach Gilo.

Nun nahten wieder die Winterferien, wo unsere kleinen Farbigen in ihren dünnen Kleidchen und barfuß, wie viele gehen, kaum die weiten Wege zur Schule machen können. Auch für uns Arbeiter und Arbeiterinnen ist ein Ausspannen aus dem Schuldienst einmal dringend nötig; denn Afrikas Klima macht müde, mehr als alle Klimata der Welt. Ich hatte eine Einladung von lieben Freunden aus der Brüdergemeinde. Das junge Paar war damals mit mir auf dem Schiff gewesen. Wir hatten in den 19 Tagen der Wasserfahrt wirkliche Freundschaft geschlossen, denn ein gleiches Ziel, zu dem uns eine gleiche Liebe trieb, hatte die Herzen schnell einander nahe gebracht, was auf so engem Raum, wie ein Schiff ist, soviel gründlicher und schneller der Fall ist, als in einem weiteren Kreise. Wie schnell sich da die Herzen erschließen, wie sich ein jeder so giebt wie er ist, das ist amüsant zu beobachten, und ich glaube, der Gedanke, bald wieder weit getrennt zu sein, nichts mehr voneinander zu hören und zu sehen, wenn die Reise vorüber ist, trägt dazu bei. Mit Ludzuweits, so heißt das Paar aus der Brüdergemeinde, und

noch ein paar Deutschen und Holländern habe ich so manchen herrlichen Abend auf Deck verlebt, so manches Adventslied gesungen, denn unsere Fahrt fand in der mir besonders lieben Zeit statt. Unter dem warmen Himmel des Südens, beim sanften Rauschen der von tausend elektrischen Funken durchglühten Wogen, hatten diese Lieder einen eigenen Klang, ach und wie hallten sie in unseren Herzen wieder, die wir voll froher Hoffnung die Weihnachtsrose mit unseren Händen in eine ferne Heidenwelt zu tragen gedachten. Solche Stunden allein sind es wert, gelebt zu haben.

Mit dem Versprechen, uns, wenn immer möglich, im lieben neuen Vaterlande wieder aufzusuchen, nahmen wir von einander Abschied. In Kapstadt trennten wir uns. Ich eilte mit dem Dampfroß durch heiße, glühende Länderstrecken meinem neuen Bestimmungsorte zu. Ludzuweits vertrauten sich noch einmal den Wogen an, um, das Kap umsegelnd, einen andern Hafen aufzusuchen, der sie ihrer neuen Heimat näher brachte. Eine zwar nicht sehr lebhaft, aber herzliche Korrespondenz hatte uns verbunden, und nun, nachdem wir zwei Jahre im neuen Vaterlande gelebt hatten, sollte ich nach gegenseitiger Verabredung nach Britisch Kaffernland reisen, um einen Teil meiner Ferien bei dem jungen Paare zu verbringen. Zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, waren ihnen in der Zeit geboren, von denen der letzte ihnen bald wieder genommen wurde, um zu seinem Vater im Himmel zurückzukehren. Kurz vor meiner Abreise erhielt auch ich eine Todesnachricht, die Kunde von dem Heimgehe des einzigen, mir noch gebliebenen Bruders, des einzigen Sohnes meiner alten Mutter. In solchen Stunden erfährt man es, was es heißt, fern von der Heimat zu sein. Doch da erfährt man auch die Hülfe des starken Gottes, der da gesagt hat: „Ich, ich tröste mein Volk“; da sieht man aber auch treue Liebe der Umgebung, und es wird uns offenbar, daß wir unsere Tage nicht umsonst in der Fremde hingebracht haben.

Jetzt ist ja das Reisen in unserer Gegend so bequem, da die Bahn so nahe ist. Da giebt es dann auch keine Abenteuer zu berichten, es sei denn, daß ein kleines Ameisenkäzchen die Reise mitmachte, das eine Mitreisende dann ihrem Keffen schenken wollte. Dieses Tierchen, an einem dünnen Kettchen befestigt, raste im Coupé hin und her und fuhr mir von Zeit zu Zeit unter den Arm, da es zu meinen schien, dies sei die Höhle, in der es sonst auf freier afrikanischer Erde zu schlafen pflegte. Dieses war mir ein wenig unbequem, und ich bekam jedesmal einen Schreck, wenn es mit der diesem Tierchen eigenen blitzartigen Bewegung auf mich zu fuhr. Endlich ging es auf dem Schoße seiner Herrin zur Ruhe, und nachdem ich mich noch einigemal ängstlich nach ihm umgeschaut hatte, schlief auch ich ein. Über die Brücke des Oranjeflusses fuhren wir in die Kapkolonie hinein nach der östlichen Seite zu, während unsere vorjährige Reise nach Westen ging. Die Ebene verlassend, fuhren wir in die Berge hinein, die auch hier kahl und ohne Vegetation sich gigantisch aneinander drängten. Die afrikanische Sonne ging auf in ihrer roten Pracht und ließ die Berge herrlich erglühen. Kurze Zeit darauf fuhr der Zug in Queenstown ein; der Bahnhof ist von herrlichen Anlagen umgeben. Hohe Blaugummi-Bäume ragen schattig empor und bewegen sich leise rasselnd im Winde. Diese Blaugummi-Bäume machen die Luft rein und vertreiben Fieberdünste durch ihre heilsame Ausatmung. Deshalb findet man sie auch wohl so massenhaft in der Kolonie angepflanzt. Der Morgen war kühl, und nach der langen Nachtfahrt stand ich zitternd

auf dem Bahnhof, bis der Hotelwagen ankam, der von einem Farbigen gefahren wurde, mit dem ich bald in lebhafter Unterhaltung war. Er erzählte mir, er sei aus Amerika und durch einen Schiffbruch nach Afrika verschlagen. Er war ein Neger und sah auch anders aus, als die Kaffern, die in dieser Gegend wohnen. Mit Erstaunen blickten mich die weißen Mitfahrenden an, denn sonst unterhalten sich die Weißen hier nicht so freundlich mit den Farbigen. Bald hielten wir vor einem ziemlich sauberen Hotel, das für afrikanische Verhältnisse bequem eingerichtet war. Auf meine Bitte, mir ein Dienstmädchen zu schicken, erschien ein junges Wesen, in einen Regenmantel gehüllt, nicht eine Farbige, sondern eine Weiße, was man ja in Afrika gar nicht gewöhnt ist. Sie war, wie ich nachher hörte, die Frau des Kellners und bediente mich während meines Aufenthalts aufs liebevollste, indem sie die steilen Treppen wohl zehnmal für mich herauf und hinunter eilte. Nachdem ich etwas gefrühstückt hatte, sah ich mir Queenstown an, eine freundliche Stadt mit weißen Häusern, vielen Bäumen und einem sehr hübschen botanischen Garten. Bei meiner Rückkehr ins Hotel fand ich einen sehr freundlichen Bewillkommungsbrief von Herrn Ludzuweit vor, und um ein Uhr endlich saß ich auf der zerlederten Postkarre, und von mageren Pferden gezogen eilte das Gefährt über die leider sehr trockenen Felder. Die Heuschrecken hatten hier wie bei uns alles verzehrt; grau lag die von der heißen Winter Sonne beleuchtete Landschaft da. Auf halbem Wege kamen wir zu dem reizend dahinströmenden Zwart-Kai. Die Brücke war zerfallen, es wurde eben eine neue gebaut, und wir mußten durch die steinige Drift (Fuhr) hindurch. Dann ergriff der Postfahrer sein Horn, desgleichen ich an Verbogenheit und Zerklopftheit noch nie gesehen hatte, er stieß hinein, und, seiner Form gemäß, ließ es gellende, verzweifelte Töne hören, worauf hier und da ein alter Mann, ein altes Weib, ein Büblein mit zerrissenen Kleidern zum Vorschein kam, um die Post abzuholen, die der Treiber in voller Fahrt in kleinen Ledertaschen hinauswarf. Nur bei einem kleinen, drollig aussehenden etwa sechszehnjährigen Buben hielt er einen Augenblick an, und ich sprach mit dem Kleinen, schenkte ihm auch einen Kuchen, was ihn sehr erfreute. Ich hatte ihn Billy angeredet, weil er mir so ausjah, und nachher stellte es sich heraus, daß er wirklich so heiße, was den Postkutscher sehr amüsierte. Nach etwa vierstündiger Fahrt näherten wir uns, durch einen hübschen Dornenwald fahrend, dem Städtchen Wittlesea, das noch ungefähr 20 Minuten von der Missionsstation entfernt liegt. Hier erwartete mich Herr Ludzuweit, der mich dann im Stationsgefährt schnell nach Silo fuhr. Der Abend dämmerte bereits stark, als wir durch das große Kafferndorf mit seinen runden Hütten und viereckigen Häusern fuhren; ich hatte noch den Eindruck von hohen Bäumen und einem hübschen Kirchlein, dann war ich im Missionarshause und wurde von Frau L. aufs herzlichste empfangen. Eben läuteten die Glocken zum Abendsegen, aber da ich erst ankam, gingen wir nicht mit hinüber. Frau L. brachte mir ihr kleines, allerliebste Mädchen, das Erdmute (nach Zinzendorf's Gattin) hieß. Ohne die geringste Scheu ließ sie sich von mir nehmen, nannte mich Mama, was mich überraschte, bis ich hörte, daß die Kinder der Brüdergemeine so gelehrt werden, die Schwestern alle Mama mit dem betreffenden Namen zu nennen. Alleingelassen schaute ich mich in dem Zimmer um. Einfacher, strenger schaute es mich an, als unsere Zimmer in den Berliner Missionarshäusern. Es war das gemeinschaftliche Besuchs Zimmer der Station. Es öffnete sich in ein anderes, recht

nettes Wohnzimmer, das jedoch auch den Charakter des Ernsten und Einfachen trug. Nun wurde der Abendimbiß in dem Wohnzimmer der Missionarsfamilien eingenommen, das zu gleicher Zeit ihr Gz- und Arbeitszimmer ist. Außer diesem haben sie an Privaträumen nur noch ein Schlafzimmer und eine sehr kleine Speisekammer. Die Küche liegt in einem Außengebäude, welcher Umstand die Arbeit der Missionarsfrau sehr erschwert, denn in der glühenden Hitze, bei Kälte oder Regen muß sie über den offenen Raum laufen. Das Brennmaterial bilden hier die grünen Dornenbäume, und oft hatte ich Gelegenheit, meine Freundin zu bewundern, wenn sie mit thränendem Auge, aber lachendem Munde die grünen Zweige durch Blasen zum Brennen zu bringen suchte. Es war bitter kalt um diese Zeit, und einen eigentümlichen Anblick gewährte es, als wir eines Abends, auf die Veranda tretend, bei greller Blitzbeleuchtung Schnee fallen sahen. Ein gewaltiges Gewitter entlud sich über den Bergen. Am andern Morgen rief mich Herr L. hinaus, und bei der rosigen Beleuchtung der aufgehenden Sonne zeigte er mir die Berge bis tief hinunter mit Schnee bedeckt, die fernern erschienen wie dicke, weiße, rosig angeglühte Wolken. Lieblich wie ein deutscher Wintertraum erschien die Station. Ging man jedoch ins Haus, so war das Idyll tragisch angehaucht. Kein Ofen, auch nicht ein kleiner eiserner, keine Feuerstelle in dem eiskalten, von hohen Bäumen umschatteten, düstern Hause. Die Finger waren mir vor Kälte angeschwollen, so daß ich mit Schwierigkeit die Feder führte. Mittags war es dann wieder glühend heiß. So wechselt in diesem Klima bittere Kälte mit drückender Hitze. Im Sommer soll es auf der jetzt so kühlen Veranda nicht auszuhalten sein vor erstickender Glut.

Schon am ersten Tage machten wir uns zusammen auf, um den Hütten der Eingeborenen einige Besuche zu machen. Das große Kafferndorf bildet förmliche Straßen, sehr oft von Viehtracalen, die hier zum Teil aus Dornenhecken bestehn, unterbrochen. Die Häuser sehen ähnlich aus, wie dickstielige Pilze. Auf einer runden Lehmmauer liegt das gewölbte Strohdach, bei weitem nicht so zierlich aussehend wie unsere Betschuanenhütten, die aus künstlich geflochtenen Binjenmatten, die über Holzwerk befestigt sind, bestehn, und die wie Bienenkörbe aussehcn, und vor denen noch windschirmartige Matten aufgerichtet stehn, welche einen kleinen Hofraum bilden. Die Leute, die in Silo wohnen, sind zum Teil echte Kaffern, hübsche, große, schwarze Leute mit gutmütigem Gesichtsausdruck, zum Teil Hottentotten, kleiner, magerer, heller, schlauer und annakender. Die Missionare früherer Zeiten brachten sich diese Hottentotten mit, damit sie ihnen beim Unterrichten der ganz rohen Kaffern behülflich sein sollten. Sie haben sich eine Rute damit gebunden, denn diese Hottentotten setzen jetzt den Kaffern rebellische Ideen in den Kopf, meinen auch, sie könnten jetzt ganz gut ohne Lehrer fertig werden, und möchten gerne die Häuser und Gärten letzterer in Besitz nehmen. Doch treten wir in eine der Kaffernhütten. Sie ist geräumig und auch ziemlich rein gefegt, macht aber bei weitem nicht den Eindruck wie unsere Betschuanenhütten. Einige Frauen sind beschäftigt, Korn d. h. Mais zwischen zwei Steinen zu Mehl zu zerreiben, ein Dornenfeuer brennt im Hintergrunde unter einem riesigen, dreifüßigen, schwarzen Topfe, um welchen einige Menschen kauern, die in dicken Rauch gehüllt sind. Dieser Rauch erfüllt auch die ganze Hütte und beißt mich so stark in die Augen und Kehle, daß ich hustend und thränenden Auges erst wieder aus der Behausung fliehe, um dann aufs neue mit

frischem Mute hineinzukriechen. Ein alter Mann und eine alte Frau werden meinen Augen nun sichtbar. Ersterer macht auch noch Rauch aus seiner kurzen Pfeife, er beginnt sehr zu lamentieren, daß er krank sei, Brustbeschwerden habe, nachts nicht schlafen könne u. s. w. Die junge Missionarsherrin, die ihm, da er arm ist, ein Stück Brot (hier etwas sehr Gutes, da die Kaffern nicht Brot backen) mitgebracht hat, stellt ihm vor, daß dies die natürlichen Beschwerden des Alters seien, daß dies Zeichen seien, daß der Herr ihn bald abrufen werde, und daß es nun Zeit sei, sich ernstlich zum Herrn zu wenden. Jedoch der alte Matthäus hört anscheinend wenig darauf, er bittet um Medizin, um Zucker, um Tabak. Die alte Frau ist zugänglich, jedoch das kohl-schwarze Zweijährige, welches sich an ihre Kniee drängt, fängt so jämmerlich an zu schreien, daß wir unsere wohlwollenden Versuche aufgeben und in eine andere Hütte eintreten. Hier wird die kleine Missionarstochter sehr bewundert, ja gewiß zwanzig Kinder sei sie wert, wenn Herr Ludzuweit sie dafür hergeben wolle. Das niedliche kleine Blondköpfchen schlingt zärtlich seine Arme um eins der farbigen Kinder, und das krause pechschwarze Wollköpfchen liegt liebevoll an das goldene Haupt geschniegt. Wahrlich mir traten die Thränen in die Augen bei dem lieblichen Bilde. — Ein paar Wochen sind seitdem vergangen, und die kleine Mutti weilt schon droben im Licht, eine Engelsgestalt, der sie auch in diesem Augenblicke so ähnlich war. Wie froh war ich, als sie duldeten, daß sie immer und immer wieder das schmuzige Kindchen in ihre Arme schloß. „So muß man Mission treiben,“ ging es durch mein Herz. Wieder traten wir in ein anderes Haus, das des Helfers Joseph. Es ist viereckig, von Backsteinen erbaut, ein langer Tisch stand im länglich viereckigen Raum, einige grellbunte Bilder zierten die Wand, recht wenig gemütlich war es in dieser „guten Stube“, und ich war froh, in den Raum daneben zu treten, dessen Einrichtung mit Feuer und Topf ganz echt kaffersch war. Joseph, ein großer hübscher Mensch, begrüßte uns mit strahlendem Gesicht; er war mir schon im Missionarshause vorgestellt worden und er freute sich, mich wieder zu sehen. Er hilft nur, die äußere Ordnung aufrecht zu erhalten, nicht wie unsere Helfer bei der Verkündigung des Wortes. Ich erzählte ihm von unserm Simon Seekuh, der so eifrig ist, das Evangelium zu seinen farbigen Brüdern, die noch heidnisch sind, hinauszutragen, und fügte hinzu: „Das mußt du auch thun, Joseph.“ Er lachte zustimmend, wie es nur die Schwarzen können, und sagte: „Ja, Missis!“ Noch ein krankes Kind besuchten wir, dann rief die Glocke vom hübschen Kirchlein, das aber in der Brüdergemeine nur den Namen Versammlungssaal trägt, zum gemeinschaftlichen Abendgebet. Jeden Abend, wenn die Sonne ihre letzten Strahlen auf das Dorf wirft, ruft die Glocke zum Gebete, ein friedvoller Abschluß des geschäftigen Tages.

Hochragend, lockend oder drohend umgeben Berge bis zu 1200 Fuß Höhe die Station, und wer kennt nicht das Gefühl, das einen am Fuße der Berge ergreift: „Hinauf, hinauf!“ „Da oben giebt's noch Affen,“ hatte Herr Ludzuweit mir gesagt. „Wenn ich frühmorgens hinaufsteige, dann kommen sie ganz nahe und sehen mich zutraulich an. Ja, der eine zeigte mir, jämmerlich schreiend, seinen verletzten Arm, ich sollte ihm wahrscheinlich helfen.“ So bekam ich starke Lust, hinaufzuklettern, und am Sonntag Nachmittag nach den Gottesdiensten begannen wir unsere Wanderung; erst am Fluß entlang durch eine prächtige Nußbaumallee, die früher der

Station sehr viel einbrachte, als die Bauern noch keine Rüsse zogen, dann über einige Schloten und Gruben immer querselbein dem ragenden Spangenberg zu. Erst beginnt er sanft anzusteigen. Zwischen stacheligen, wunderschön rot und orange blühenden Aloys und saftig grünenden Dornenbäumen uns hindurchwindend, begannen wir zu steigen. Freilich mußte man so manchmal das Kleid lösen vom „Bart ein Weilschen“ und Wolle lassen. Je höher wir kamen, je steiler, steiniger und holpriger wurde die Geschichte; aber auch wunderbare Pflanzen entdeckten wir, so eine Art dicken, stacheligen Kaktus, der aber niedrig wächst und große Steine grün und dicht wie mit einem Stachelkleide umgiebt; wir lachten über den einladenden Sitz, den so bekleidete Steine bieten. Stieß man mit einem Stocke an die sehr harte Pflanze, so stieß reichlich weiße Milch heraus. Im Nothfalle fressen die Kühe dieselbe, man sah an mehreren Stellen, wie die Spitzen glatt abgenagt waren. Nach ziemlich beschwerlichem Anstieg saßen wir endlich oben unter grünen Büschen; ein kühler Wind fächelte unsere glühenden Gesichter. Zu unseren Füßen breitete sich das liebliche Flußthal mit der Station aus, die, dicht von Bäumen umgeben, einen stattlichen Eindruck machte. Hier und da sah man ein hübsches Bauernhaus liegen, jedoch ohne Garten, nur von einem natürlichen Park von Dornenbäumen umgeben. Letztere, die feines afazienartiges Laub haben, eine runde schöne Form und ein leuchtendes Grün besitzen (sie gehören zur Art des Christusdorns), tragen viel zur Schönheit dieser Gegend bei. Nachdem wir geruht hatten, wanderten wir oben auf dem Berge umher, und zu meinem freudigen Erstaunen fand ich in dieser Höhe einige Palmen. Unter Palmen zu ruhn 4—5000 Fuß über dem Meeresspiegel erschien mir interessant. Lachend und plaudernd verzehrten wir da die Pfefferkuchen von Frau Ludzuweit's Bereitung. Da sah ich plötzlich ein Tier sich nahen — groß, dunkel gefärbt, mit glänzendem Auge — o, was kann es sein? es naht — es entpuppt sich als eine ehrliche Kuh, die ihr geschickter Fuß hier hinaufgebracht. Bald naht auch der Hirt, ein Burisch von etwa 15 Jahren, schlank, schwarz und malerisch mit einer Decke umhüllt. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein, welches sich unwillkürlich zu einem kleinen Examen gestaltete. Er zeigte ganz hübsche Kenntnisse. In der Missionschule erzogen, wußte er über Geschichte und Geographie seines Vaterlandes Bescheid. Wieder machte mir die Situation Freude, hochoben unter Palmen sitzend, einen jungen Kaffern in Geschichte und Geographie zu prüfen! Für mittelmäßig bestandenes Examen gab ich ihm meinen Pfefferkuchen, wofür ich die glänzenden Reichen seiner Zähne zu sehen bekam. Jetzt nahmen wir den sanften Abhang, den die Kuh genommen, um heraufzuklimmen, zum Abstieg. Tiefer Friede lag auf der Natur. Die Sonne vergoldete mit rotglühendem Strahl Berge und Thal. Eben begann der Abend zu dunkeln, als wir heimkehrten, um uns beim Kerzenschein zum gemeinschaftlichen Abendgottesdienst zu versammeln.

Ein andermal waren wir auf eine Station eingeladen, welche ungefähr 1½ Stunde zu Pferde von Silo entfernt liegt. Engotini ist der poetische Name des Platzes. Es heißt soviel als Fluß, erinnert mich aber lebhaft an das Wort Engadin. In heftigem Regen und eisiger Kälte erschien eines Tages Herr Missionar Stephan von dort her. Ein kleiner Mann mit langem, weißen Bart im bis zu den Füßen reichenden Flauschrock, erinnerte er mich an einen Berggeist, als er zu Superintendent Richter, dem Stations-

vorsteher, in die Stube trat, wo ich mich eben am Dornen-Kaminfeuer ein wenig aufzuwärmen suchte. Ein lebhafter, netter alter Herr mit viel praktischem, nüchternem Sinn schien er mir zu sein. Bald war eine höchst anregende Unterhaltung im Gange, da auch Herr Richter und Herr van Kalker, ein dritter Missionar von Silo, sich zu uns gesellten. Ein angenehmes Stündchen verplauderten wir am lodernden Kaminfeuer und vergaßen des strömenden kalten Regens, der draußen vom heulenden Winde gegen das Haus getrieben wurde. Herr Stephan, so hieß der Missionar, lud mich aufs herzlichste ein, seine Station zu besuchen, und nach einigen Tagen standen Frau Richter, Frau L. und ich bereit zum Fahren. Jedoch, o weh, Wagen und Pferde ließen auf sich warten. Zwar waren tags zuvor die Pferde, die sonst wild in den Bergen weiden, mit unendlicher Mühe hereingejagt und in den Stationsgarten gebracht worden, wo sie das trockene Milisstroh abnagten. Nun fehlte aber der Kutscher, ein Farbiger; er war nirgends zu finden. Es wurde nach ihm geschickt; seine Frau sagte, er sei längst gegangen. Inzwischen standen wir fertig unter der Veranda mit Hut und Handschuhen. Letztere zog ich mir bald aus, holte das Kinderkleid, an dem ich nähte, heraus und benutzte das bißchen Wärme, welches draußen zu finden war, um zu arbeiten. Das war gut, denn 1¹/₂ Stunde standen wir so wartend da, und ich kam ein gut Stückchen mit dem Kleidchen weiter. Endlich erschien einer von den Herren und erzählte, der Kutscher habe Zahnweh und ein geschwollenes Gesicht, sein Bruder habe eben die Pferde wieder ins Feld jagen wollen. Endlich kamen wir auf die gute Idee, das Herr L., der die Zügel führen kann, uns fahren möchte. So ging es denn endlich fort, und nach einer herrlichen Fahrt durch die Berge kamen wir in dem lieblich gelegenen Engotini an. Das wahrhaft weltverlorene Plätzchen ist von riesigen Bergen ganz dicht umschlossen. Nur einige Duzend Hütten scheinen die Berge hinanzuklettern. Ganz unten liegt das Missionarshaus mit zierlich gepflegtem Gärtchen, alles so sauber! Kein Stäubchen war in dem mit Muscheln und trockenen Blumen gezierten, sehr kleinen Wohnzimmer zu sehen, kein Stäubchen in Küche, Vorratsräumen und Dienstbotenzimmer, kein Hälmschen oder Steinchen lag auf dem eben gefegten Hofe, kein Stengelchen Unkraut stand im sauberen Garten. Dies ist der Stolz der kleinen mageren Frau, die von früh bis spät putzt, fegt, wäscht und abstaubt. Keine Kinder waren im stillen Hause. Schon früh hatten die Eltern, wie alle Missionare der Brüdergemeine, die Kinder abgegeben müssen. Die einzige Tochter ist irgendwo in England Erzieherin und könnte doch hier den so einsamen Eltern Freude und Erquickung sein. Aber ein solcher Gedanke ist ihnen fremd und sonderbar, und als ich ihn äußerte, meinten sie, nach einem überraschten Blick, es wäre ja wohl so übel nicht, aber doch eben in ihrer Gemeinschaft so ganz und gar nicht daran zu denken. Später, wenn das Alter kommt, gehn ja allerdings die Missionare nach Hause zurück. Dort sind dann aber die Kinder schon verheiratet im fernen Indien, oder Grönland, oder im stillen Ozean auf einer der wilden Inseln, und wenn die Mutter den fünf- oder sechsjährigen Liebling aus den Armen läßt, damit er an Bord des Schiffes gebracht werde, so ist es im wahren Sinne eine Trennung fürs Leben. Wie doppelt innig schloß bei solchen Gedanken Frau L. ihr kleines Mädchen in die Arme, wie brünstig wurde es im täglichen Gebet erwähnt: „Laß uns, wenn die Stunde kommt, unser Kind gern und willig im rechten Sinn auf-

geben, gieb uns die Kraft dazu!“ Die Stunde kam früher, als die ärztlichen Eltern glaubten. Gott nahm kurz nach meiner Abreise das Schäflein selbst in Seine Arme. Wir gingen nun in die kleine Kirche, die vom Missionar blau und rosa angemalt war. Es war dies seine Lieblingsbeschäftigung nach der Arbeit. Eine Klage ist hier allgemein, daß die Leute nicht so gern und eifrig zur Kirche kommen, als wir es so brennend wünschen. Nach dem Mittagmahle machte ich eine Skizze von dem kleinen Kirchlein, und nachdem wir uns gut mit einer englischen Bauernfamilie unterhalten hatten, die dorthin zum Besuch kam, nahmen wir herzlichen Abschied von den freundlichen Wirten, die dort in der Einsamkeit ihre stille Arbeit für den Herrn thun, und fuhren hinaus aus dem engen Thal.

Nur zu schnell verflog die schöne Zeit im lieblichen Silo. Noch einmal besuchte ich mir liebgewordene Plätze, trat in die große Kaffernhütte, wo das kranke Kind, das ich während meines Aufenthalts öfter besucht hatte, noch auf seinem Lager lag. Ich brachte wieder das Buch mit biblischen Bildern, die ich ihr öfter gezeigt und dazu erzählt hatte, wozu sich meist eine Anzahl Männer sammelten, die mir gerne zuzuhören schienen. Überhaupt, wenn jemand krank ist, so sitzt die Hütte voll teilnehmender Freunde, die stumm, die Hände vor sich haltend, froh sind, einen so schönen Entschuldigungsgrund zum Nichtsthun zu haben. Das kleine Mädchen nahm lebhaften Anteil an meinen Erzählungen. Die Mutter sagte, sie frage oft, wann die Missis mit dem Bilderbuche wiederkomme; und als ich nun sagte, es sei das letztemal, da war es wohl teilweise die Schwäche, die ihr die Thränen in die Augen trieb. Bald kam nun der Abschied von den aufs neue liebgewonnenen Missionsgeschwistern. Bis Wittlesea begleiteten mich L.'s noch, dann setzte ich meine Reise allein fort und kehrte voll Freuden zu meiner Arbeit in Bethanien zurück.

11. Missionsarbeit in Bethanien.

In Bethanien hatten mich meine weißen und schwarzen Schüler schon sehnelichst erwartet. Unter den letzteren war mir leztthin besonders durch seinen Verneiser und sein offenes Wesen der eine lieb geworden. Es war ein Knabe aus Basutoland, Modisa genannt, dem ich hier noch einige Worte besonders widmen muß.

Ich war noch nicht lange an der Missionschule, als mir sein tief-schwarzes, von einem humoristischen Zug durchleuchtetes Gesicht auffiel. Ich bekam ihn bald in meine Abtheilung. Er war nicht von hier, sondern aus Basutoland, also andern Stammes als unsere Betschuanen. Die Basuto sind bekannt wegen ihrer Begabung und Lernbegier, und dies zeigte sich auch bei diesem Knaben. Seine weißen Augen leuchteten, wenn man ihm biblische Bilder zeigte. Er verstand nur ein wenig Holländisch, aber schnell faßte er das Gesagte, es mir von den Augen, vom Munde ablesend. Mit überfließender Beredsamkeit und lebhaften Gesten teilte er es dann den andern Kindern mit, die wohl besser Holländisch verstehen, aber nicht mit solchem Feuereifer aufpaßten und begriffen. Sein Sessuto, dem Setschuana nahe verwandt, verstanden sie gut. Ich studierte schon damals die Setschuana-Sprache, wagte mich jedoch nicht ans Sprechen. Als ich nun einst, eigentlich

angeregt durch diesen lebhaften Schüler, einige Worte Setschuana sprach, hob er plötzlich beide Arme hoch über seinen Wollkopf und rief jubelnd: „Missis kann Setschuana-Sprache,“ und die andern, von seiner Freude angesteckt, wiederholten den Ruf. Während war mir oft der tiefbewegte Ausdruck seines Gesichts, wenn ich von den Leiden des Herrn erzählte oder eine Mahnung daran knüpfte. Ich war sicher, hier eine junge Seele vor mir zu haben, die vom Geiste Gottes berührt war. Der Junge war schon im 15. Jahre, und der Regel unserer Missionschule zufolge war es Zeit für ihn, den Schulunterricht zu verlassen. Er hatte in sehr kurzer Zeit lesen und schreiben gelernt, rechnete auch ziemlich gut, doch seine Hauptstärke war die biblische Geschichte. Einstmals jedoch hatte ich Ursache, ihn zu bestrafen. Ich sah während der Stunde, daß ihm irgend etwas komisch vorfam, was bei seiner leichtbeweglichen Natur nichts Großes zu sein brauchte. Ich sagte ihm: „Laß das Lachen.“ Nach einer Weile pläzte er wieder los. Ich verwies es ihm ernstlich. Das dritte Mal jedoch erhielt er eine Kopfnuß. Das schien er sich jedoch sehr zu Herzen zu nehmen. Große Thränen liefen aus seinen niederge schlagenen Augen, und er versuchte eifrigst, meine Günst wieder zu gewinnen, was ihm auch sehr bald gelang. Als er nun eines Tages wegen seines Alters aus der Schule geschickt wurde, kam er sofort zu mir. Er schien in großer Aufregung zu sein. Die Blässe seines Gesichts schimmerte durch die schwarze Hautfarbe. „Missis ik is uit de school“ d. i. „ich bin aus der Schule,“ rief er. „Freust Du Dich?“ „O nein, Missis.“ „Nun, Du kannst in der Woche zweimal nachmittags zu mir kommen, ich werde dich unterrichten.“ „Ja, Missis.“ Und so kam er denn an den bestimmten Tagen immer schon um 10 Uhr morgens, ließ sich von mir Aufgaben geben und lernte sie, auf dem Steinhaufen sitzend, bis ich endlich um 3 Uhr nachmittags, nachdem die weiße Kinderschule aus war, mich ihm widmen konnte. Der Unterricht machte uns beiden sehr viel Freude, und ich hoffte, ihn so weit zu bringen, daß er den Laufunterricht hier besuchen und getauft werden könne. Doch es sollte anders kommen. Modisa wohnte ungefähr eine Stunde von hier bei seiner alten Großmutter, an der er mit der zärtlichsten Liebe hing. Gleich konnte ich an seinem Gesicht sehen, ob es seiner kranken Großmutter besser oder schlechter gehe. Die Alte war immer leidend. In einer nach vorn kauern den Stellung, mit alten Fellen bedeckt, brachte sie ihre Tage in Schmerzen zu. Sie war stumpf. Wenn man ihr von Gott sprach, erwiderte sie, die Wapbe (eine Art Maismehlbrei, die Hauptnahrung der Eingeborenen) schmecke heut abscheulich, und wenn ich dann, nachdem ich mein Bedauern darüber ausgedrückt hatte, wieder zu der Sache zurückkehrte, die mir am Herzen lag, so unterbrach sie mich mit der Frage, ob ich ihr nicht ein Hemd schenken wolle. Die alte Frau war sehr häßlich, und das weiße Wollenhaar hing ihr zottelig in die trüben Augen, aber es war rührend, den Strahl der Zärtlichkeit zu sehen, der aus dem Auge ihres Enkelsohnes brach, wenn er sie ansah, den Stolz in seiner ganzen Gebärde und Haltung zu sehn, als er sie mir zum erstenmal vorstellte: „Dies ist meine Großmama.“ Oft, wenn er leichten Fußes in mein kleines Studierzimmer trat, waren seine ersten Worte: „Missis, die Großmama sagt, Du mußt ihr Medizin schicken, du mußt ihr Früchte, Seife, ein Hemde u. s. w. geben,“ und dies alles mit einer Sicherheit, als habe ich nur Großmamas Befehlen nachzukommen, was ich ja dann auch that, soviel in meinen Kräften stand. Eines Tages jedoch, es

war an einem Sonntag Morgen, sah ich Modisa, zum Tode betrübt aussehend, vor meiner Thüre stehn. „Komm herein, Modisa!“ rief ich. Er trat ein, Leichenblässe bedeckte sein sonst so lustiges Gesicht. „Missis, Großmama ist tot,“ sprach er, und große Thränen rollten schnell und unaufhaltsam seine Wangen herab. Ich suchte ihn zu trösten, ich sagte, daß seine Großmama ja getauft gewesen sei, der Herr sie also wohl in sein himmlisches Reich aufgenommen habe. Nun sei sie frei von ihrem Schmerz und ihrer schweren Krankheit. Er horchte begierig, wie eine trostbedürftige, lebhaftere Natur thut, die den Schmerz nicht lange erträgt. Er ging nun, nachdem ich ihm noch ein hübsches Bild geschenkt. Als ich später in die Sonntagsschule ging, sah er in sich zusammengekauert, wie müde vom Weinen auf der sonnigen Kirchenstufe. Er lächelte jedoch, als er mich sah, und folgte mir in den Unterricht. Einige Wochen kam er noch zu mir, — dann erklärte er mir in der lebhaften und erregten Weise, die ihn so sehr von unsern Betschwanen unterscheidet, sein Bruder sei aus Basutoland gekommen, um ihn abzuholen. „Freust Du Dich?“ fragte ich halb traurig. „Ja, Missis,“ sprach er, aber ich sah, es wurde ihm schwer. Ich sagte: „Du warst ein guter Schüler, ich möchte Dir ein Geschenk geben, was willst du haben?“ „Ein Gesangbuch,“ rief er ohne Besinnen. Ich gab ihm eins, ich band ihm auf die Seele, in der Heimat die Schule weiter zu besuchen, zum Taufunterricht zu gehen, zur Taufe zu kommen. Er versprach es mit Ernst. Dort sind ausgezeichnete Schulen der französischen Missionare, in denen er weiter kommen kann, als hier. Aber was macht das alles! Daß diese tief ergriffene Seele nur zum Herrn komme und nicht in die Nacht des Heidentums zurücksinke! Mit schwerem Herzen, doch mit gutem Vertrauen ließ ich ihn ziehen. In dem Jungen steckt etwas. Dem Herrn sei er befohlen! —

Der Todesengel steht mit seiner Sichel bei unserer Station, und hie und da schneidet er eine Blume ab. „Vorzüglich sind es junge Menschen,“ sprach Herr Superintendent neulich in einer Grabrede, „denen wir hier die Grabhügel aufschütten.“ Das fünfjährige geliebte Kind des Schafwächters der Station, ein dreijähriges Mägdelein, eine voll erwachsene Jungfrau, eine noch in frischer Lebenskraft stehende Frau, die so plötzlich ihrem Manne und den sechs Kindern wegstarb, ein junges Mädchen, eine Katechumenin, die noch kurz vor ihrem Tode vom Missionar getauft wurde, — dazwischen zwar auch der alte Abraham Seleha, der schon Ur-Urgroßvater war, und die originelle alte Griqua-Frau Maria, von der ich in einem früheren Tagebuchblatt berichtete — alle diese und noch andere Todesfälle kamen dicht hintereinander vor. Unter ihnen ging mir besonders Dorotheas Tod nahe. Sie war ein freundliches Mädchen von ungefähr 20 Jahren. Sie pflegte zu mir zu kommen, um schreiben zu lernen. Dann saß sie still in meinem kleinen Studierzimmer, in das die Sonne freundlich durch die Blätter eines Akazienbaumes hinein scheint, und schrieb. Gewöhnlich war es während der Zeit, daß ich meine weiße Schule hatte, so konnte ich mich ihr nicht viel widmen, hie und da jedoch sprach ich ein gutes Wort zu ihr. So vergingen Monate. Da kam sie eines Tages zierlicher als sonst gekleidet, — sie wandte immer einige Sorgfalt auf ihre Toilette und hatte sich zu den Stunden bei mir ein nettes rosa Kleid mit weißer Blouse angeschafft — und erzählte mir, sie wolle nach Blumfontein in Dienst gehen. Dazu solle ich ihr, damit sie reisen könne, „auf den Zug klettern,“ wie sie sich hier ausdrücken,

2 Schillinge leihen. „So,“ sagte ich, „ich habe dich immer unterrichtet, und nun muß ich dir noch Geld geben?“ „Ja, Missis,“ sagte sie naiv, und ich gab ihr, schenkte ihr auch ein Neues Testament, da sie mir sagte, sie habe keins, habe bisher in dem ihrer Tante abends und morgens gelesen. Ich bat sie hierauf, den Versuchungen der Großstadt, die für unsere armen farbigen Mädchen so lockend sind, in Gottes Kraft zu widerstehen, und sah das stille schüchterne Kind nicht ohne Besorgniß scheiden. Der liebe Gott hat bald aller Sorge und aller Versuchung ein Ende gemacht. Nach zwei Monaten kehrte sie heim, an den Mätern erkrankt, und in wenigen Tagen war sie tot. Leider hat mir niemand davon erzählt, sonst hätte ich sie in ihrer Krankheit besucht. Simon Seekuh, unser guter Schulmeister und Helfer, war dort gewesen, und ihm hatte sie auch gesagt, sie wisse, daß sie sterben müsse. Ein großes Verlangen nach ihrer fernen Mutter hatte sie noch geäußert. Man schickte Boten, und sie kam noch gerade, das sterbende Kind zu sehen. — Da ich sie lebend nicht mehr gesehen hatte, fühlte ich Verlangen, sie noch im Tode zu besuchen. Ich ging in den frühlingstfrischen Garten, pflückte blühende Mandelzweige, Veilchen und Immergrün, wand einen Kranz daraus und wandelte über das grünlichimmernde Feld den Kaffernhütten zu, die fünf bis sechs an der Zahl sich an den Rand eines steinigen Hügels lehnen. Die Leute des kleinen Kraals saßen vor der Hüttenthür und begrüßten mich freundlich samt meinem kleinen Pflugesohn, den ich mitgebracht hatte. Dann führten sie mich in die geräumige runde Hütte, wo Dorothea lag. Ich fühlte eine kleine Aufregung, da dies die erste farbige Leiche war, die ich sah. Dies mag auffallend erscheinen, ist jedoch durch die Entfernung der Kraale von unseren Wohnungen und die schnellen Begräbnisse zu erklären. Dorothea lag im schmalen, engen, niedrigen, schwarzen Sarg, wie man sie hier bei dem großen Holzmangel macht, in langem weißen Gewande, das mit losen Ärmeln versehen war, die weit auf die sehr kleinen, auf der Brust gekreuzten Hände niederfielen. Der Kopf, auch mit einem weißen Tuche zierlich umwunden, war leicht auf die Seite geneigt, und ein liebliches Lächeln erschien auf den noch so kindlichen Zügen. Die Hütte, schon gereinigt und von allem Hausgerät entleert, machte mit dieser lieblichen Leiche auf mich einen feierlichen Eindruck. Die Leute standen still und ehrfürchtig. Die Taute, die das Mädchen aufgezogen hatte, erzählte mit gedämpfter Stimme von ihren letzten Aussprüchen. „Wie schön sind diese Blumen,“ sprach sie, als ich den blühenden Kranz auf die gekreuzten Hände niederlegte. Dann fragte ich die Leute, ob wir zusammen beten wollten, wir knieten nieder, und der Herr gab mir, einfache Worte zu sprechen von der Hoffnung der Auferstehung von den Toten, eine Hoffnung, die mir beim Anblick Heimgegangener immer besonders stark im Herzen leuchtet. Freundlich und still nahmen die Leute von mir Abschied, nur die noch heidnische Mutter, die noch dazu ein schlechtes Leben führen soll, stand wie eine Fremde mit leerem, ängstlichem Gesichtsausdruck zwischen uns. Möge doch ihr hartes Herz durch diesen Tod nach oben gezogen werden! Als ich nach Hause ging, konnte ich nicht umhin zu denken: Die Leute haben doch unrecht, die sagen: Die Mission habe keine Erfolge. Wäre dies ein heidnischer Kraal gewesen, so hätte man schon von ferne das Geheul der Klageweiber gehört, die Hütte wäre vom Blut geschlachteter Tiere besudelt gewesen, das Mädchen, anstatt in ein weißes Kleid, in eine frische Tierhaut gewickelt, würde im Kraal selbst begraben worden sein, der dann aus Furcht vor ihrem Geiste

von den Verwandten verlassen sein würde. Unter den Klängen des Liedes „Unter Lilien jener Freuden“ und mit dem Texte „Das Mägdelein ist nicht tot, sondern es schläft,“ wurde Dorothea am andern Tage zur Ruhe bestattet — wieder eine Missionsarbeit vollendet. — Ich muß noch erwähnen, daß sie mir durch ihren Oheim die beiden Schillinge wieder schickte, sie hatte ihm noch sterbend den Auftrag gegeben: „Du mußt der Mißis das Geld wiedergeben.“ —

12. Außenstation Springfontein.

Springfontein liegt zehn Meilen südlich von Bethanien und hatte früher, so lange es nur ein Gut des Herrn Beddy war, wenig Einwohner; jetzt wird es aber eine bedeutende Ortschaft; denn es ist Bahnstation geworden, ja der Knotenpunkt, an welchem die beiden Bahnlinien von Kapstadt und von Kafferland (von der Küstenstadt East-London) zusammenstoßen. Die Eisenbahn geht von Springfontein nördlich über Bethanien nach Blumfontein, der Hauptstadt von Oranje-Freistaat, und von dort bis nach Pretoria, der Hauptstadt von Transvaal.

Nun besuchte Herr Missionar Sandrock den Ort von Zeit zu Zeit und hielt dort Gottesdienste, wozu die Leute von nah und fern in großer Zahl zusammenkamen. Ein freundlicher Kaufmann stellte seinen Warenschuppen zur Verfügung, welcher ausgeräumt und für den Gottesdienst hergerichtet wurde. Doch nicht immer konnte der Warenraum entbehrt werden, und dann sehnten sich alle Herzen danach, einen würdigeren Raum zum Anbeten und zur heiligen Feier des Abendmahls zu haben. Herr Beddy war so freundlich, einen Platz zum Bau einer Kirche unentgeltlich herzugeben, und nun ging man alsbald an die Ausführung des Kirchbaus. Die Eingebornen gaben willig und freudig so viel, als sie irgend konnten, und manche Missionsfreunde in Afrika und Deutschland unterstützten das Werk. Gott gab seinen Segen dazu, und im März dieses Jahres stand das Kirchlein fertig da. Am Sonntag Quasimodogeniti (1. April 1894) sollte es eingeweiht werden.

Voll Freude reisten wir dazu nach Springfontein. Unsere Reisegesellschaft bestand aus den beiden Missionaren von Bethanien, noch einem Bruder aus dem Freistaate, Fräulein Helene Grünzer und mir. Zu uns gesellte sich noch Missionar Arndt aus Blumfontein und Superintendent D. Kropf aus Verhel in Kafferland, der gerade hier zum Besuch weilte. Spät abends kamen wir in Springfontein an und fanden Unterkommen in einem kleinen Logierhause, welches mit einem Laden verbunden ist. Am andern Morgen wanderten wir dem Kirchlein zu, das einige hundert Schritte entfernt im freien Felde liegt und, aus roten Backsteinen erbaut, einen recht freundlichen Eindruck macht.

Beim Eintritt in das Gotteshaus sah man allerdings, daß noch viel fehlte. Die hübschen gothischen Fenster ließen reichliches Licht hereinströmen, aber in dem Kirchlein sah es noch recht kahl aus. Da fehlten noch Altar, Kanzel und sämtliche Sitzplätze. Die Eingebornen waren für ihr Kirchlein jedoch schon thätig gewesen, hatten Bretter auf Steine und Kisten gelegt zu Sitzplätzen, auch hatten sie Weidenguirlanden mit hochroten und gelben Blumen (Cinnien und Kalendula) geflochten, die, an den weißen Wänden

der Kirche in Bogen befestigt, einen festlich freundlichen Eindruß gewährten. Wir hatten von unserm lieblichen Bethanien dunkle Tamariskenzweige und Immergrün, weiße und gelbe Chrysanthemum mitgebracht und verwandelten damit einen kleinen, mit weißer Decke behangenen Tisch zu einem Altar, über dem sich ein dunkles Tamariskenkreuz, mit weißen Blumen verziert, abhob.

Draußen vor der Kirche entwickelte sich bald ein frohes, heiteres Bild. Mehr als 500 farbige Eingeborene waren gekommen, um an dem Feste teilzunehmen. Ihre Karren und Wagen standen ausgespannt um die Kirche her. Hier und da brannte ein Feuerchen, an dem der große, schwarze Kaffeetopf brodelte. Die Frauen hielten ihre kleinen Kinder im Arm, die Männer lachten, schwagten und rauchten. Vor der Kirchthür wurde noch ein großes Segeltuch ausgespannt, damit ein Teil der Draußenbleibenden darunter Schutz vor der Sonne finden könne. Vor dem beginnenden Gottesdienste stellten die Helfer die Leute in zwei lange Reihen auf, durch welche hindurch die fünf Geistlichen im Ornat und nachher wir mit noch einigen andern weißen Damen, die sich eingefunden hatten, schritten. Laut und fröhlich schallte uns das „dumela“ (seid gegrüßt), der Gruß der Eingeborenen, entgegen. Sie schwenkten die Hüte, und ein frohes Lächeln belebte aller Züge. Die Freude, nun eine eigene Kirche zu haben und ihre Lehrer zu sehen, sprach sich auf den dunkeln Angesichtern deutlich aus.

Nun übergab der Baumeister, auch ein Eingeborener,*) den Schlüssel dem Herrn Superintendenten Grützner, der die Kirche im Namen des dreieinigen Gottes aufschloß. Nicht ein Drittel der Versammelten fand Platz im Gebäude. Die übrigen drängten sich an die offenen Fenster und Thüren, um doch etwas vom heiligen Worte Gottes zu hören, das in drei Sprachen, in Holländisch, Setschuana und Kosa, verkündigt wurde. Feierlich erhoben waren aller Herzen, als die Weiheredede gesprochen wurde über den Doppeltext: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ (Luc. 2, 49) und „Nötige sie hereinzukommen!“ (Luc. 14, 23.) Einer der Missionare ging hinaus, um auch den Draußenstehenden noch zu predigen.

Ihren Höhepunkt erreichte die Feier in der Taufe von 10 Erwachsenen und einem 5jährigen Mägdelein, worauf noch die Konfirmation eines Ehepaars folgte. Tief bewegt erschienen die dunkeln Gesichter, und auch unsere Herzen erbebten in heiliger Freude, als das Taufwasser ihre Stirnen benetzte, und sie das Taufgelübde aussprachen. Wieder wurden damit Bausteine hinzugefügt zum heiligen Tempel in dem Herrn.

Da plötzlich erschallte ein Lärmen von außen, Schreien von Frauenstimmen und das Geräusch vieler weggaloppierender Pferde. Aus der Kirche tretend, hörten wir, die Polizei sei dagewesen und habe draußen aus der Festversammlung diejenigen Farbigen, die keinen genügenden Paß hatten, gefangen genommen. Zehn Mann waren auf diese Weise arretiert worden, andre hatten sich eiligst auf ihre Pferde geworfen und waren davongejagt. Vange Furcht hatte sich aller Herzen bemächtigt. Nicht weit von der Kirche standen die zehn armen Gefangenen. Einigen waren die Hände geschlossen. Ihre Gesichter zeigten Zorn, Scham oder Betrübniß. Alle hatten Pässe von ihren Dienstherren bekommen, welche sie auch vorzeigten, jedoch es hieß, sie seien von außerhalb des Kreises und müßten daher Pässe von

*) Die Dachteile der Kirche waren jedoch von Weißen gemacht, und er hatte sie nur zusammengesetzt.

ihren Magistraten haben. Die armen Burschen hatten das nicht gewußt, waren sie doch sonst unbehindert mit ihren Pässen zum Gottesdienst gekommen. Aber dies war ein abgefartetes Spiel. Schon tags zuvor hatte sich ein Polizist Weisungen vom Landdrost geholt und Mannschaft herbeigeschafft. Eine missionsfeindliche Partei, die den armen Farbigen, diesen „Scheppels“ (d. i. tierischen Geschöpfen), nicht eine eigene Kirche gönnte, steckte dahinter.

Ich näherte mich den Gefangenen. Ein älterer Mann, der mit einem andern durch Eisen zusammengeschlossen war, zitterte so, daß er sich gegen einen Pfahl lehnen mußte, um nicht zu fallen. Ich fragte ihn: „Bist du krank?“ „Nein,“ sprach er, „aber die Qual hier (er berührte mit der freien Hand dabei seine Brust) ist zu groß! Mißis,“ fuhr er fort, „jener Polizist, der mich jetzt in Eisen gelegt hat, war ehemals mein Freund, er hat allezeit freundlich mit mir gesprochen, und nun — —“. Er konnte vor Aufregung nicht weiter reden und wandte sich ab. Sein Gefährte sah beschämt vor sich nieder, seine braunen Wangen deckte eine dunklere Farbe.

Chrlische Leute, die nie zuvor bestraft waren, standen hier wie Mörder in Eisen, weil sie hatten zur Kirche gehen wollen. Ich wandte mich zu einem andern; es war ein großer, schöner, noch junger Mann, sein Auge glänzte feurig. Da er ungefesselt stand, fragte ich ihn, ob er auch zu den Gefangenen gehöre? „Ja, Mißis,“ sprach er, und seine Züge nahmen einen schmerzlich bewegten Ausdruck an. „Ja, Mißis, mein Herz war brennend diesen Morgen; ich fühlte, wir müssen danken, danken, daß der Herr uns eine Kirche gegeben hat, die Lehrer haben viel Mühe damit gehabt. Nun steht sie fertig. Ich habe die Leute zusammengerufen, daß sie kommen. Ich sagte: Leute, ihr müßt euch freuen, ihr müßt danken, wir haben jetzt eine Kirche! Ich habe die Pfennige zusammengescharrt, um heute dem Herrn ein Dankopfer darzubringen. Ich komme heute morgen mit schweißbedecktem Kopfe an, werfe mich vom Pferde. Schon sehe ich die Leute zur Kirche gehen, ich will ihnen nach. Da steht der Polizist und hält mich an. Ich sage, laß mich erst zur Kirche gehen, nachher will ich mich stellen. Nein, sagt der Polizeimann, du sollst nicht. Ach Mißis, wenn meine Frau das hört, sie hat ein kleines Kind, sie wird krank werden und das Kind auch!“ — „Du mußt es ihr nicht so erzählen und nicht so schlimm darstellen, als es war.“ — „O Mißis, meine Frau wird es von anderen hören; uns werden sie in das Gefängnis nach Philipolis bringen, vier Stunden zu Pferde von hier (über fünf deutsche Meilen), das thut weh, das macht einem das Herz wund. Siehe, hinter jenem Hügel wohnt sie, und du weißt, Mann und Frau gehören zusammen, wenn eins vom andern weggerissen wird, giebt es einen Ruck im Herzen.“

So sprach der Mann in tiefem Schmerz, und eine Thräne glänzte in seinem Auge; er wischte sie verstoßen ab. „Ach,“ sprach er, „wir wußten es ja nicht, daß wir andere Pässe brauchten, die weißen Leute hätten es uns sagen müssen!“ „Habt ihr denn sonst gültige Pässe?“ fragte ich. Aller Hände fuhren in die Brusttaschen, und sie zeigten mir das von ihren Herren (holländischen Bauern) unterschriebene, meist schmutzige und schlecht geschriebene Papier, das sie vorher mit solcher Zuversicht erfüllt hatte.

Mein Herz war von Schmerz erfüllt, was sollte ich sagen? Ich wies auf Christi Leiden hin, und alsbald überflog das Gesicht des Mannes, mit dem ich sprach, ein Freudenstrahl. Er sprach, indem er seine Zeigefinger kreuzte und emporhob: „Ja, am Kreuz hat er gehangen, viel, viel hat er

für uns geduldet — sollten wir ihm nicht in kleinen, in geringen Leiden nachfolgen?“ Wie Ruhe und Freudigkeit ging es über seine beweglichen Züge. Ich sprach mit den andern, ich suchte sie zu trösten. Da kamen zwei weiße Polizisten, um sie hinwegzuschleppen. Ich stand wie im Traum: War denn das eine Christenverfolgung? Männer standen mit Handeisen und wurden weggeschleppt, weil sie Gott dienen wollten! Ja, es regt sich die Bosheit nicht allein heimlich, sondern auch öffentlich.

Wir Damen sprachen freundlich mit dem ersten Polizisten, er antwortete zwar höflich, aber abweisend. Er hatte bestimmte Befehle. Alle Missionare versuchten ihr Heil, aber es war umsonst. Die Leute mußten gefesselt stehen, bis es ihrem Tyrannen einfiel, sie wegzuschleppen. Vier Stunden standen sie so. Wir kauften ihnen Brot, sonst hätten sie hungrig fortgehen müssen.

Als wir traurigen Herzens zur Nachmittagskirche gingen, bewegte sich der Zug Philippolis zu. Dort mußten sie Strafe zahlen oder ins Gefängnis wandern.

Wir fühlten erst wenig Herz und Mut, weiter zu singen und den Herrn zu loben, doch wunderbar tröstlich ist die Kraft des göttlichen Wortes, wir konnten wieder danken und loben, unser Chor sang dem Herrn liebliche Lieder. Auch der Gefangenen wurde gedacht mit herzlichem Wort. Superintendent Grünzer sagte: „Keiner von denen, die heute gefangen wurden, weil sie zur Kirche wollten, wird dadurch ferner von Gott kommen; nein, sie werden dadurch näher hinzugebracht werden. Saget ihnen, das ließe ihnen der alte Lehrer aus Bethanien sagen.“ Er erzählte dann, daß zu der Zeit, da er noch als junger Missionar nahe beim Lande des Königs Sekukuni lebte, dieser nichts vom Worte Gottes wissen wollte. Die christlichen Frauen seines Volkes ließ er einmal von früh bis Sonnenuntergang bis an die Brust im kalten Wasser stehen. Es ward ihnen angefragt: Sprecht ihr nur das eine Wort „ki latlile,“ d. h. ich habe weggeworfen (nämlich Christum und sein Wort), so dürft ihr aus dem Teiche steigen. Doch die tapferen Neubekehrten hielten stand. Auch ein kleiner Junge, den er peitschen ließ um seines Glaubens willen, hielt sich tapfer. Aber wenn Sekukuni anfang den Leuten zu schmeicheln, ihnen Rüge und Ohren zu schenken, sie an sich zu ziehen, so gelang es ihm eher, einige von denen, welche angefangen hatten zu lernen, zum Abfall zu bringen.

Noch viele schöne Geschichten erzählten die älteren Missionare im Abendgottesdienste, der dem Nachmittagsgottesdienste bald folgte. Auch Nationalhelfer sprachen je nach ihrer Weise einfach und schlicht oder interessant und aueregend. Springfontein, sagte der eine, bedeutet eine springende Quelle. So wünschte er, daß dieser Ort ein Born des lebendigen Wassers werden möchte, eine Quelle des Lebens für alle Umwohnenden. — Zwar waren viele Hörer verschucht durch das traurige Ereignis des Tages, doch kam noch eine hübsche Gemeinde zusammen.

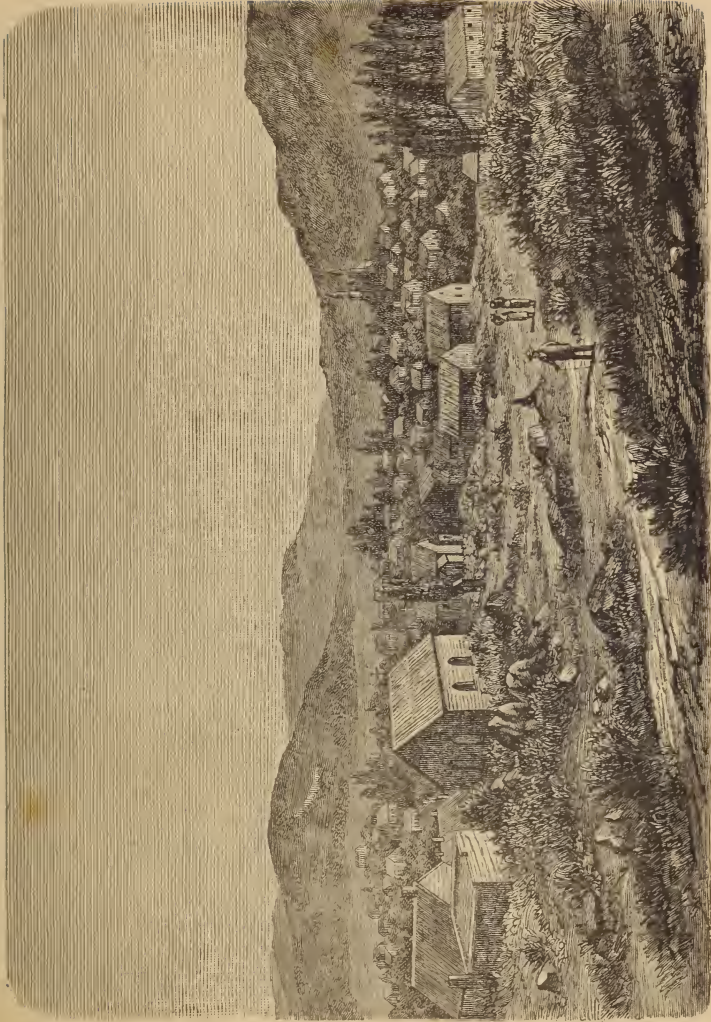
Am andern Tage kehrten wir halb froh, halb traurig heim. Unsere Missionare haben eine Eingabe an die Regierung gemacht, das hindernde Paßgesetz, das bisher nie beim Kirchgehen ausgeübt worden war, dahin zu verändern, daß ein Paß vom Dienstherrn genüge, um in die Kirche kommen zu können, sollte dieselbe auch außerhalb des Kreises, worin der Betreffende wohnt, liegen. Ich muß hier bemerken, daß Pässe nur von Farbigen verlangt werden; wir Weißen sind frei, leben überhaupt nach

unserm Gutdünken, während sich dem Farbigen überall Hindernisse in den Weg stellen. So darf z. B. ein Farbiger abends nach neun Uhr nicht mehr ohne Paß auf der Straße gehen, sonst wird er eingesteckt. Mehrere Stimmen in den Zeitungen haben sich mißbilligend über das Verfahren der Regierung in diesem Falle ausgesprochen.

Die Farbigen sind jetzt bange, in Springfontein zur Kirche zu gehen. An den beiden folgenden Sonntagen soll die Kirche leer gewesen sein. Gott gebe, daß sie sich bald wieder fülle und noch vielen an dem geweihten, ja mit Thränen geweihten Ort das Evangelium verkündigt werde. Möge Springfontein wirklich ein Born und springende Quelle für viele durstige Seelen werden und seine Wasserströme ausgießen in die dunkle Heidenwelt!

13. Reise nach Transvaal 1894.

Wieder nahten die Winterferien. Die freundlichen Leserinnen dieser Blätter, die mir zweimal nach dem Süden gefolgt sind, erst nach der Missionsstation Riversdale zum alten Herrn Heese und an den Strand des Meeres nach dem schönen Mosselbai, dann nach dem lieblichen Silo, der alten Brüdergemeinestation, werden nun eingeladen, ihre Schritte mit mir nach Norden zu richten. Eine Winterreise nach Norden ist auf der südlichen Halbkugel anzuraten, da es ja bekanntlich nach dieser Himmelsrichtung wärmer wird. Meine Schule war nach den üblichen Examen geschlossen, die kleinen Eingeborenen hatten auch froh ihre langen Winterferien angetreten. Ich packte schnell ein und folgte mit zwei frischen Knaben aus meiner Schule, deren Eltern dort wohnen, den beiden lieblichen Mädchen nach, die bereits am Tage zuvor nach der Landeshauptstadt Bloemfontein abgefahren waren und von dort aus mit uns zusammen der lieben Heimat zufliehen wollten. Sie hatten ein Jahr lang meine Schule besucht und wurden nun mit 17 Jahren als ausgebildet nach Hause zurückverlangt. Die Eltern der einen, Missionar Trümpelmanns, hatten mich eingeladen, die Ferien bei ihnen auf der altberühmten Missionsstation Botshabelo zuzubringen. Da Herr und Frau Grünher früher dort gewohnt hatten, kannte ich es genau aus Erzählungen und sah meinem Aufenthalt dort mit doppeltem Interesse entgegen. In Bloemfontein, wohin die Bahn uns in zwei Stunden brachte, sahen wir die lieben Familien Großkopf und Arndt, die uns unsere Reisegefährtinnen, die bei ihnen einen schönen Tag verlebt hatten, zuführten, und nun ging die Fahrt direkt nach Norden über den mit schönen Bäumen bewachsenen Modderfluß, durch die Hochebene dahin, deren Eintönigkeit hier und da durch Kameldornbäume und Weiden unterbrochen wurde. In der Nacht fuhren wir über den Baalfluß, der, ein Nebenfluß des Oranje, die nördliche Grenze des Freistaates bildet, in Transvaal hinein. Die vier jugendlichen Reisebegleiter, alle Transvaaler und von ihrem Vaterlande begeistert, hatten mir schon viel von dessen auffallender Schönheit erzählt, nach der ich vorläufig vergeblich anschaute. Mit gelbem Wintergras bewachsene endlose Flächen war alles, was ich erblickte. Die Nacht sank allgemach herab, und wir versanken in tiefen Schlaf, aus dem wir plötzlich erweckt wurden, da unsere Sachen auf steuerbare Ware revidiert werden sollten. Diese liebenswürdige Einrichtung hat man kürzlich aus Europa herübergenommen. Nun, ich war durch meine vielfachen Reisen daran



Almfontein.

gewöhnt. Auch auf der österreichischen Grenze hatte ich nachts den Zug verlassen müssen, um neben gewiß hundert Koffern in der Badesaison auch den meinigen zu öffnen, und lebhaft erinnere ich mich noch eines armen, todkranken jungen Griechen, der nur griechisch sprach, aber das eine französische Wort *douane*, *douane* so ängstlich wiederholte, daß ich ihn beruhigte, so gut ich es mit Zeichen konnte, daß ich seine Sachen mit übernehmen wollte. Nachher war er so froh, daß die Steuerbeamten ihm kein Geld abforderten, daß er sein zweites französisches Wort „*bon!*“ mehrmals mit großer Befriedigung ausrief. Armer Jüngling — unter einem heitern Himmel erwachsen, deckt dich sicher schon längst die kühle Erde!

Doch das war eine Abschweifung. Mir fiel ein, es sei doch eine sonderbare Eigenschaft von Zügen, immer nachts um ein Uhr Grenzen zu passieren. Während ich mit meiner Gesellschaft mühsam aus dem sehr hoch stehenden Zuge kletterte, rief ich dem Steuerbeamten zu: „Wenn ich krank werde, kann Ihr Präsident den Schaden zahlen.“ Der Beamte lachte. Kaum waren wir ausgestiegen, so entfernte sich der Zug schleunigst, und wir mußten zehn Minuten lang hinterdrein traben. Als er wieder hielt, wurden die Sachen auf freiem Felde ausgeladen, was bei ungünstiger Witterung sehr bedenklich gewesen wäre. Wir alle, mit unseren Schlüsseln bewaffnet, standen da, nur Frä. Trümpelmann hatte den ihrigen in Bethanien vergessen, was sie mit großer Besorgnis erfüllte. „I forgot my key“ brachte sie schüchtern heraus. „Dann bleibt Ihr Koffer hier,“ erwiderte der Beamte. Schließlich ließ er sich aber bewegen, den Koffer uneröffnet passieren zu lassen. Nachdem er uns gefragt, ob keine Diamanten darin wären, gingen auch alle unsere Sachen ohne Revision durch, während die übrigen Passagiere aufschließen mußten. — Die unterbrochene Ruhe konnten wir nicht wiederfinden, zumal der Kondukteur ein philosophisches Gespräch mit uns anknüpfte, und eine Reisegefährtin, von heftigem Zahnweh geplagt, uns mit Besorgnis zu erfüllen suchte, daß wir keinen Impfschein bei uns hätten. Wir fuhren ja in das Pockenland hinein. In Pretoria herrschte diese gräßliche Krankheit, doch mit afrikanischer Gleichgültigkeit setzten wir uns der Gefahr der Ansteckung aus. Auch näherten wir uns dem Kriegsschauplatz, es war die Zeit des Malebochschen Aufstandes — doch es lagen noch viele Meilen zwischen uns und demselben. Um acht Uhr morgens kamen wir in Pretoria, der hübschen, sehr baumreichen Hauptstadt Transvaals, an. Der Baumwuchs ist in diesem Lande geradezu wunderbar, so daß in drei Jahren ein schöner botanischer Garten mit schattenreichen Bäumen herangewachsen ist. Um so mehr muß einen die Baumlosigkeit des unbauten Landes in Erstaunen setzen. Die Bauern haben eben zu sehr verwüftet, alles ausgerottet, Bäume und Wild.

Am Bahnhof erwartete uns Herr Missionar Sack, der von unserer Durchreise wußte, und bei ihm und seiner liebenswürdigen, wirklichen Frau brachten wir einige angenehme Stunden zu. Hier trafen wir auch Fräulein von der Goltz, die bisherige Lehrerin in Botshabelo, die mit dem Ochsenwagen, der uns abholen sollte, gekommen war. Sie wollte nach Bethanien reiten, um ihre Hochzeit mit Herrn Petrick, dem früheren China-Missionar, der in unserm Freistaat Genesung eines hartnäckigen Leidens suchte und fand, zu feiern. Herr Sack führte uns in sein nettes Missionskirchlein, auf dem Altar lag eine von seiner kranken Schwägerin in Deutschland gestickte Decke, und er berichtete uns voller Freuden, daß, als er den Leuten erzählte, das bettlägerige Fräulein habe die Decke gestickt, sie sogleich eine Sammlung

für dieselbe veranstaltet hätten, die ungefähr 1,5 Pfd. Sterl. eingetragen habe. Der Missionar zeigte uns auch das eheumrannte Grab seines Erstgeborenen, eines lieblichen Knaben von drei Jahren, welchen er hier zur Ruhe betten mußte. Sein zweites Söhnchen, welches uns glücklich vom Arme der Mutter anlachte, soll auch recht zart sein. Die Arbeit dieses Missionars ist groß, besonders da er vielfach von Durchreisenden in Anspruch genommen wird. Auch jetzt stand unser Ochsenwagen bereit, um gepackt und eingerichtet zu werden. Ja, meine erste Ochsenwagenfahrt! Ich hatte mich lange halb darauf gefreut, halb davor geängstigt; denn welche Rolle bei uns der Ochsenwagen spielt, davon hat wohl jeder, der von hier aus Missionsberichte oder Reisebeschreibungen liest, eine Idee. Ich nannte ihn immer „das Schiff der Wüste,“ denn wie das Kamel durch die Sahara, so trägt er den Reisenden durch unsere kleinen Wüsten, er birgt auch alles, was der Passagier bedarf, ist Eisenbahn — wenn auch langsam — und Hotel zugleich. — Am Nachmittage holte uns Frau Grünberger, die Frau des früheren Missionars, der jetzt Prediger der deutschen Gemeinde ist und zugleich eine große ärztliche Thätigkeit ausübt, in ihrem hübschen spider (leichter Wagen) ab. Wir machten eine hübsche Fahrt durch die baumreiche Stadt, die zum Teil aus reizenden, gartenumwachsenen Villen besteht, welche mich lebhaft an Potsdam erinnerten. Fr. v. d. Goltz hätte sich so gern eine oder die andere mitgenommen für ihr neues Heim, in welchem die Wohnung sehr bescheiden ist.

Raum zurückgekehrt, kletterten wir in den Ochsenwagen, in dem unser Nachtlager schon auf hängenden sogenannten Kateln aufgeschlagen war, so daß absolut kein Platz zum Sitzen da war und wir in kauender Stellung auf diesen Kateln verharrten. Der Anfang war nicht gemüthlich, ich dachte gleich, das mußt du dir anders einrichten, denn wenn man den Kopf nicht hochhalten kann, wird einem das Leben leid. Als der Abend herabjaunt, spannten wir aus, und bald flackerte ein lustiges Feuer, an dem wir uns Kaffee kochten, wozu wir die mitgebrachte sogenannte „Pfadkost“ verzehrten. Unterwegs hatten sich uns noch zwei Nationalhelfer angeschlossen, welche nach Botschabelo gingen, um noch einen sechsmonatlichen Kursus in dem dortigen Seminar durchzumachen, trotzdem sie schon lange mit Predigen und Schulehalten in geeigneter Thätigkeit gestanden hatten. Mir gefiel die Art, mit der sie sich uns einfach angeschlossen, einen Teil der Arbeit verrichteten und ebenso selbstverständlich einen Anteil an der Kost erhielten. Jetzt saßen sie mit unserem Ochsentreiber und dessen Gehülfen zusammen am Feuer und plauderten. Die Missionarsföhne, die sehr gut Sekuto sprechen, hielten mit. Ein herzliches frohes Gelächter unterbrach von Zeit zu Zeit ihren Redefluß. Sie erzählten sich Anekdoten. Ich verstand durch das Setjhuana teilweise, was sie sprachen. Als sie hörten, wir kämen von Bethanien, wo Wynheer Grünzner sei, freuten sie sich sehr. „Wir kennen ihn gut,“ sprachen sie „Eo o mogoln golu, ik zeg hy is een groote mooie kerel“ d. i. er ist ein großer, tüchtiger Mann! „Ja,“ sprach der eine, Zacharias mit Namen, der mir besonders gefiel — „ich habe ihn predigen hören, als er vor vier Jahren hier durchkam, erst durch seine Rede ist es mir klar geworden, wie die Erde geschaffen, und wie es so gekommen ist, daß weiße und schwarze Menschen darauf wohnen. Ja, Mrs.“ fügte er hinzu, „er predigt deutlich.“ Der andere erzählte darauf: „Als Wynheer Grünzner erst ins Land kam, da waren alle noch Heiden. Er rief sie einst alle

zusammen und sprach: „Wollt Ihr nicht zu mir kommen und das Wort Gottes hören?“ worauf sie erwiderten: „Willst Du nicht zu uns kommen und Kürbis mit uns essen?“ Hierüber lachten sie ungeheuer, man sieht, ein Kleines genügt, um ihnen Spaß zu machen. Als wir gegessen und getrunken und die Ochsen geweidet hatten, wurde die Reise bei Mondschein noch fortgesetzt. Ich war sehr müde; die Kinder und jungen Mädchen lagen schon lange in tiefem Schläfe; noch lange saß ich und schaute die blihenden Sterne an — die Sterne Afrikas, der südlichen Halbkugel, nach denen mein Herz sich in Deutschland sehnte . . . dann kroch auch ich nach hinten und legte mich auf das für mich bestimmte Lager, aber, o weh! es hing schief und war an so langen Riemen befestigt, daß es bedeutend hin- und her schwankte; ich hielt mich oben am Wagen fest, der über große Steine frachend hinwegrumpelte, und stieß mir dabei die Fingerringel blutig. Trotzdem schlief ich vor großer Müdigkeit ein. Sofort rollte ich ab und schlug mit der einen Gesichtseite so heftig gegen zwei sich kreuzende Holzleisten des Ochsenwagens, daß das warme Blut in Strömen über mein Gesicht floß. Mein Taschentuch und ein zweites, das ich zur Hand hatte, waren sogleich durchnäßt, und ich saß seufzend auf meinem Lager, mich wieder ängstlich festklammernd. Niemand hörte mich, bei dem furchtbaren Lärm des über große Steine dahinrumpelnden Wagens und einer Glaslaterne, die, im Wagen festgebunden, die wenige ihr gelassene Freiheit dazu benutzte, um ein entsetzliches Geklirr hervorzubringen. Jetzt war sie erloschen, so daß ich in der Dunkelheit meinen Schaden gar nicht recht übersehen konnte. Endlich um ein Uhr hielt der Wagen still, und alles war nun erschrocken über das Aussehen des dickgeschwollenen und blauen Auges, welches in den folgenden Tagen einen immer interessanteren Anblick bot und mir die Reiseausicht zur Hälfte verdarb. Baden mit kaltem Wasser erwies sich als sehr gut. Nach einiger Zeit öffnete sich auch wieder eine schmale Ritze, aus der das Auge mit einer Art böshaftem Glimmern heraus sah, das es mir mit einem Male verständlich machte, warum bei Romanischreibern schlechte, hinterlistige Menschen immer nur ein Auge, oder ein verletztes, mit einem Pflaster halb verdecktes Auge haben. Das ganze Gesicht erhält eine Art böshafter Verzerrung dadurch. Außer diesem kleinen Unfall geschah uns nichts auf der Reise, alles ging gut von statten. Am schlimmsten waren die heißen Mittagstunden, in denen zwar meistens ausgeruht wurde, jedoch zuweilen dauerte die Hitze bis 5 Uhr nachmittags. Dann saßen wir stumm im Wagen, um nicht zu viel roten Staub zu schlucken. Das Auge wandte sich müde von dem einförmig sich hinziehenden Wege ab, und die tiefe Stille der kahlen Ebene wurde nur durch den Knall der langen Ochsenpeitsche und den eintönigen Ruf der Treiber unterbrochen.

Am dritten Abend kamen wir auf dem Schlachtfelde von Bronkhorstspruit an. Hier hat Transbaal seine Freiheit 1881 von den Engländern erkämpft. Der Treiber hielt aber an, bevor wir zu den Gräbern kamen. „Warum fährst du nicht zu den Gräbern?“ fragte Fräulein Nauhaus, „O, nein“, rief entsetzt der Treiber, „die toten Engländer würden kommen und unsere Ochsen ausspannen, um sie wegzutreiben.“ Dies bestätigten auch seine Genossen. Wir stiegen also aus, zündeten Feuer an, kochten und aßen. In der Nähe rauschte der Spruitfluß, durch dessen Wasser wir sieben gefahren waren. Wilde Schatten warfen die Klippen der nahen Berge, die durch den Schein unserer Feuer stark beleuchtet wurden. Die ganze Lage hatte in der tiefen

Finsternis — der Mond war noch nicht aufgegangen — etwas Schauerliches. Die Eingeborenen erzählten sich mit großen Augen Gespenstergeschichten. Ich fuhr auf, als plötzlich eine fremde Stimme mich auf englisch anredete. Ein schlanker junger Mann, dessen Annäherung wir nicht bemerkt hatten, stand plötzlich neben uns. „Die Damen sind ja recht lustig — ein Picknick im Dunkeln ist ihnen gewiß etwas Neues“, sprach er. Nach einigen höflich gewechselten Worten verschwand er wieder. Er hatte in der Nähe ausgespannt. Ich fühlte mich durch mein verbundenes Gesicht so geniert, daß ich ihn nicht weiter einlud, mit uns am Feuer zu sitzen, auch die Verantwortlichkeit für meine jungen Begleiter hielt mich davon ab. Als er in der Dunkelheit verschwand, sagte ich zu den Eingeborenen: „Das war einer der Engländer, die hier begraben liegen“. Die Leute waren nicht abgeneigt, es zu glauben, und wir lachten herzlich. — Am andern Morgen wanderten wir über das Schlachtfeld, welches im heißen Brand der Sonne dalag, der Helfer zeigte uns erst das große Grab, in welchem 58 Farbige und einige Engländer ruhen. Es war mit einer niederen Steinmauer umgeben und der Name des englischen Offiziers, der hier fiel, auf einem Steine eingeschnitten. Alles, was in Südafrika einem Denkmal gleicht, ist immer von großem Interesse, da Gebäude meist gleich wieder verschwinden, dem Boden gleich gemacht werden. Noch bei mehreren Gräbern mit und ohne Namen waren wir. Bei den Namenlosen fiel mir das Lied der deutschen Schwester an der Leiche des unbekanntem jungen Offiziers ein: „Jemandes Liebling ruhet hier,“ welches meine junge Gefährtin, Fräulein M. Nauhaus, mit nachklingenden Gefühlen erfüllte. Besonders schön mit Geranien und Zellanjerjelieber untrankt war das Grab des einzigen jungen Bauern, eines Jünglings von 19 Jahren, der hier für die Freiheit des Vaterlandes fiel. Wohl möchte man herzliche Sympathie für diese Freiheitskämpfe haben, wenn nicht die lieben Bauern da, wo sie die Macht haben, oft so missionsfeindlich und grausam gegen Farbige auftreten möchten. Nachdem wir noch ein Weilchen auf dem kalten und doch so heißen Schlachtfelde geschwärmt hatten, bestiegen wir unser „Schiff der Wüste“ wieder, um nach mehrstündiger, sehr heißer, staubiger Fahrt unsern ersten Bestimmungsort, Wilgerivier, zu erreichen. Auf trockenem, grauem Grasplatz, der die Spuren vieler Anspannungen trug, wurde angehalten. Hier stand in der Nähe ein kleines Hotel, und wir drei Damen stürzten uns spornstreichs hinein, baten um ein Zimmer und genossen nun in vollen Zügen die Wohlthat einer gründlichen Waschung und Umkleidung. Wie neue Menschen kehrten wir zu unserm Wagen zurück, wo gekocht wurde. Als wir beim Essen saßen (auf kleinen Kisten oder am Boden), kam ein sehr fein gekleideter Mozuto an, der Obst von uns kaufen wollte. Die jungen Damen schenkten ihm einige Apfelsinen und Kuchen, aber er schien durchaus keine Lust zu haben, weiterzugehen. In einem sonderbaren Gemisch von englisch und holländisch framte er seine Ansichten und Erlebnisse aus. Mit dem Bauernregiment werde es bald vorbei sein. Das ganze Land sei bereits in Gährung, er wünsche der Königin von England zu dienen, sie sei seine Mißis (Herrin). Mein blaues Auge erregte sein höchstes Bedauern, und er holte sogleich einen sixpence aus seinem funkelneuen gelben Lederportemonnaie, um einen meiner Schüler damit zu schicken, etwas frisches Fleisch zu kaufen. Dieses auf das verletzte Auge gelegt, sollte sofort die natürliche Farbe wieder herstellen. Ich dankte jedoch, bemerkend, daß wir selbst Fleisch hätten. Sonst bin ich immer froh,

Gelegenheit zu haben, mit einem Farbigen zu verkehren, es könnte ja möglich sein, ein gutes Wort zu ihm zu reden, aber bei diesem Freunde drängte sich mir die Gewißheit auf, er habe mit der Flasche eine allzu nahe Bekanntschaft gemacht. Ich sagte deshalb zu einem unserer dunklen Begleiter in Bezug auf ihn „O mpolaa“ (er macht mich tot), welches, in der malerischen Art der Kaffern zu sprechen, durchaus nicht übertrieben war. Dieser näherte sich sogleich seinem Stammesgenossen, faßte ihn freundschaftlich am Arm und zog ihn fort, dem kleinen Wirtshause zu. Wir atmeten alle auf, als er weg war.

Am Nachmittag sahen wir zur bestimmten Stunde den Wagen des Herrn Trümpelmann herannahen. Die Freude des Wiedersehens zwischen Vater und Kindern war groß, und unser sorgfältiges Hausmütterchen, Fräulein Lenchen Trümpelmann, bereitete ein kleines Abendessen. Abends beim lustigen Feuer hielt Herr Trümpelmann Andacht, und ein geistliches Lied nach dem andern, in der schönen Sekutosprache, wurde gesungen. Dann begannen die Männer Anekdoten und Ereignisse aus ihrem Leben zu erzählen. Was mir an der Sprache undeutlich war, erregten die lebhaften Gesticulationen der Leute, der durchsichtige Gesichtsausdruck, die ganze ausdrucksvolle Haltung, die sie so sehr von unsern ruhigen Betschuanen unterscheidet. Ein lautes und ungemein herzliches Gelächter folgte meist diesen Geschichten, und hatte man auch die Pointe nicht ganz verstanden, so wirkte doch die Fröhlichkeit der Leute ansteckend.

Am andern Morgen wurde vom Ochsenwagen in den Pferdewagen noch bei Sternenschein übergesiedelt, und nun flogen wir schnell über das Terrain dahin, während unsere Koffer im Ochsenwagen langsam nachfuhren, von unseren lieben Farbigen behütet. Als wir am Nachmittag ausspannten, hatten sich uns gerade gegenüber eine Menge der wildesten Heiden gelagert, die an ihrer sehr spärlichen Bekleidung, dem wilden Hauptschmucke und sonstigen Zierraten zu erkennen sind. Sie saßen dort um einen geschlachteten Ochsen geschart, den sie zerteilten. Einige von ihnen rauchten das giftig betäubende Kraut, andere lagen schon heftig hustend unter dem Einflusse desselben auf der Erde. Noheit und Gemeinheit oder düsterer Gleichmut erfüllten ihre Züge, man konnte wohl sagen: „Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch“, wenn man sie ansah. Dennoch fühlte ich mein Herz sich bewegen. So gerne hätte ich mit ihnen gesprochen von dem, der sie alle aus diesem Zustande erlösen kann. Da sah ich eine Gruppe etwas apart sitzen. Ich nahte mich ihnen zaghaft und begann in Sekuto (einem andern als dem von mir erlernten Dialekt) zu reden. Ich fragte sie: „Habt ihr schon von Jesu Christo gehört?“ Sie schüttelten die Köpfe. „Von Gott?“ fragte ich weiter. Sie nickten und zeigten nach oben. Da erzählte ich, daß der Gott dort oben seinen eingeborenen Sohn gesandt habe in die Welt, um die Sünder selig zu machen. Sie hörten mich ernsthaft an, und einer sah sogar mit freundlichem Gesichtsausdruck auf mich. Inwieweit sie mich verstanden, weiß ich nicht. — Doch ich mußte zum Wagen zurück, in den die zwei Maulesel und die beiden schnellen Pferde soeben wieder eingespannt wurden. Am späten Nachmittag erreichten wir die kleine Stadt Middelburg, die mit ihren hübschen grünen Bäumen und ihrer sauberen holländischen Kirche einen freundlichen Eindruck macht, und nun galt es für die armen Pferde noch die letzten Kräfte anzuwenden, um uns bis Botschabelo, dem Ziele unserer Reise, zu bringen. Beinahe wurden sie flau. Der Kutscher

stieg ab und flößte ihnen etwas Wein ein, worauf sie ein wenig lebhafter wurden. Die starken Esel fühlten es weniger. Da wir uns Botschabelo näherten, bot sich uns ein reizendes Schauspiel dar. In langen glänzenden Linien brannte das trockene Gras, welches zum Teil absichtlich angezündet wird, um im Frühling dem jungen Nachwuchs Platz zu machen. Das flammte, das glühte in weißem, rotem und gelbem Lichte, wie die schönste elektrische Beleuchtung. Das bewegte sich in Schlangenlinien oder auch wie gerade abgeschnitten, still und doch lebendig hin und her. Die Kinder jubelten und scherzten, man habe zu ihrem Empfange Freudenfeuer angezündet. Die hereinbrechende Dunkelheit wurde durch den Gegensatz des glänzenden Feuers vollständig, und von der Bergfläche fuhren wir einen sehr holprigen Weg hinab. Der Bergschlucht, in welcher Botschabelo liegt, diesem in der Missionsgeschichte so wohlbekannten Orte, muß ich ein besonderes Kapitel widmen.

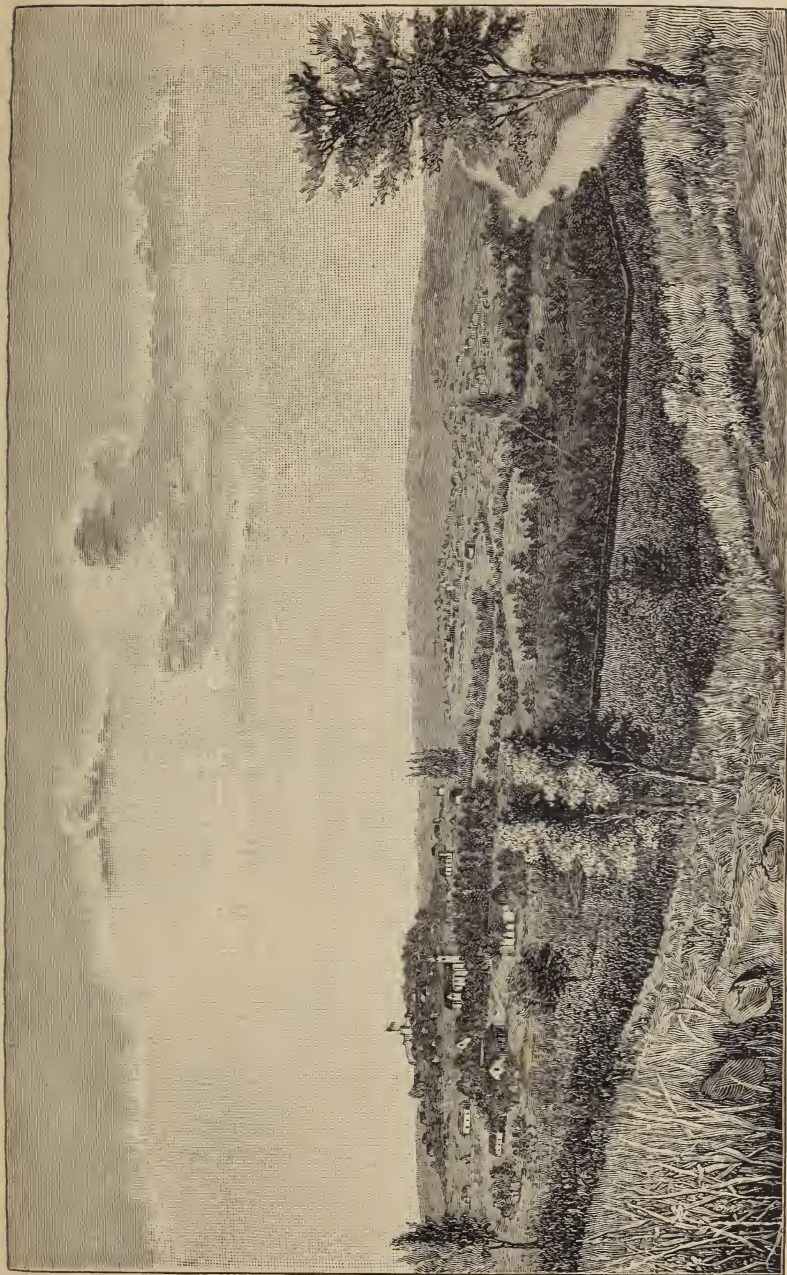
14. Botschabelo.

Wer, der einigermaßen mit der Missionsgeschichte Südafrikas bekannt ist, hätte nicht den Namen Botschabelo gehört? Der Name bedeutet Zuflucht. Der Ort wurde so genannt, weil er zur Kriegszeit gegründet wurde, um Flüchtlingen Schutz gegen Verfolgung zu bieten. Herr Missionar Merensky ist der Gründer der Station, die bald schön und hoffnungsvoll emporblühte. Freudig vernahmen die umwohnenden Heiden das Wort. Viele kamen zur wahren Befehrung und sammelten sich unter dem Schutze der Mission. Manche Gefahr auch des Lebens hatten die Missionare durchzumachen. Von Kriegszeiten zeugt noch das Fort, Fort Wilhelm genannt, und das am Fluß errichtete Pulverhäuschen. Das Äußere der Station ist sehr schön. Mehrere hundert Hütten, von zwei Stämmen, welche friedlich nebeneinander hausen, bewohnt, drängen sich auf einen Platz zusammen. Die Missionarshäuser liegen etwas entfernter, von herrlichen, grünen Gärten umgeben und von Bergen umringt, die selbst im Winter einen freundlichen Anblick boten wegen der vielen immergrünen Büsche und Bäume, die darauf wachsen. In den Gärten sah man die im Winter reifen „Goldorangen“ glühen. Noch blühten einzelne Rosen, besonders weiße, welche ich auch im vollen Strauß in dem mir bestimmten Zimmer vorfand und die mir mit süßem Dufte einen Willkommen-gruß entgegenbrachten. Dieser aber wurde auch nicht veräuht von der Familie Trümpelmann, bei der ich die Ferien zubringen sollte. Zwei Söhne weilen in Deutschland, die älteste Tochter war vor nicht langer Zeit aus einer englischen Pension heimgekehrt, Magdalenschen, die zweite, brachte ich eben als erwachsen zurück, Lieschen, die eben konfirmierte, sollte nach Ablauf der Ferien mit mir nach Bethanien zurück, um dort ihre letzte Ausbildung zu erhalten. Der jüngste Sohn Hans war ebenfalls mit mir gekommen. Recht traulich wehte mich die Luft in dem deutschen, frommen Hause an. Gleich nach unserer Ankunft wurden wir jedoch erschreckt durch gellendes Geschrei, welches aus vielen Kehlen im Dorfe ertönte und von ängstlich klingendem Glockengeläute begleitet war. Herr Trümpelmann eilte sofort hinaus, um die Ursache zu erforschen. Der Grasbrand hatte sich so dem Dorfe genähert, daß ein neu aufgewachsenes Wäldchen in Gefahr war, abzubrennen. Dies ward noch rechtzeitig entdeckt. Die lebhaften Farbigen

stießen dieses angsterregende Geheul aus, während Herr Müller die Glocke läuten ließ, um Hülfe herbeizuschaffen. Bald war alles wieder beruhigt, und wir saßen um die gemüthliche Abendtafel. Mit Dank und Lob gegen Gott, der uns so gnädig auf der Reise geschützt hatte, suchten wir dann ermüdet unser Lager auf.

Am andern Morgen früh schon kletterte ich mit Frä. Lenchen den Berg hinauf, der sich hinter den Häusern hinzieht. So manche immergrüne Pflanze oder hartblättrigen Baum bewunderte ich da, während im baumarmen Freistaat die Klippen kahl emporragen. Lieblich lag die Station gleichsam in die Klüfte eingezwängt. Malerisch verstreut sah man die verschiedenen Stationsgebäude. Dort, von hohen Bäumen umgeben, mit silberglänzendem Eisendach das stattlich aussehende Haus des Missionskaufmanns, Herrn Beusters. Auf der andern Seite, am Fuße der im gothischen Stil von roten Backsteinen erbauten Kirche, das mit einer schönen Veranda versehene Haus des Herrn Superintendenten Nauhaus. Gerade vor uns Herrn Trümpelmanns Wohnung, etwas weiter hinaus die des Herrn Missionar Müller. Hier, obgleich ja die Station nicht durch Eisenbahnen mit anderen Orten verbunden ist, kann man nicht viel von Einsamkeit reden. Schon die Missionarsfamilien unter sich bilden einen ganzen Kreis zum geselligen Umgang. Weiterhin sahen wir tief einschneidend die sog. Kloofe, steile bewaldete Ufer des Olifantflusses, der die Station durchheilt und bewässert. Weißlich schimmernd fallen die Ufer wie aufeinandergebaute, riesige Steinstufen zum Flusse ab, lebhaft an die sächsische Schweiz erinnernd. Nachdem wir uns an dem schönen Blick erfreut, meine Begleiterin mir auch unter dem dem Berge gegenüberliegenden Wohnungen der Eingeborenen die stattlichere Wohnung des Kapitäns aus der Ferne gezeigt hatte, stiegen wir hinab. Neben Herrn Trümpelmanns Wohnung befindet sich ein kleines, nettes, schmales Gebäude, Stein für Stein von Herrn Trümpelmann selbst ausgeführt, das Seminar, in welchem ältere und jüngere Farbige zum Missionsdienst ausgebildet werden. Hier begrüßte mich auch freudig unser Reisegefährte, der seinen Kursus bereits angetreten hatte. Die Zöglinge werden hier in den Elementarfächern, besonders biblischer Geschichte und Musik, unterrichtet, so daß sie Schulen und Gottesdienst übernehmen können. Leider wurde mir gesagt, daß viele durch den Unterricht hochmütig werden und später den Dienst verlassen. Herr Missionar Müller hat allen Unterricht hier zu erteilen. Auch die Kinderschule mit 300 Kindern steht unter seiner speziellen Aufsicht. Der beste Schulhelfer war gerade zum Kriege wegkommandiert mit 90 anderen jungen Männern. Sie müssen mit der Regierung gegen einen verwandten Stamm kämpfen, der sich weigert, Abgaben zu zahlen und sich in die Klüfte der Berge verschauzt hat, um dort Widerstand gegen das Gesetz zu leisten. Auch Ochsen, Mais und Geld hatte die Station bis zu drückender Höhe beisteuern müssen. Die Missionare bleiben nicht verschont.

Inzwischen ist Maleboch, der Anführer des sich widersetzenden Stammes, geschlagen und gefangen genommen worden, nachdem er sich lange tapfer gehalten hat. Jedoch der Wassermangel und der entsetzliche Geruch der Leichen, die in Massen in den Höhlen lagen, trieben ihn endlich aus seiner Bergfeste. Herr Missionar Sonntag wagte es, unerschrocken mit der Friedensflagge in die Höhle des schwarzen Kriegers einzudringen, und ihm gelang es, die Übergabe zu stande zu bringen.



Stoffhabelo.

Das interessanteste und wichtigste auf einer Missionsstation ist ja immer Kirche und Schule. Darum sah ich auch mit Spannung dem ersten Sonntag entgegen. Tags zuvor hatten wir trotz Wind und bewölkten Himmels eine Kahnfahrt auf dem Elephantenflusse gemacht. Elephanten sah ich jedoch nicht an seinen Ufern, nur liebliche bunte Vögelchen flatterten in den immergrünen Büschen und überhängenden Bäumen, eine Art Mauerichwalbe baute zahlreich ihr Nest in den grauen, malerischen Klippen. Farnkräuter und einzelne brennend rote Aloes hoben die sanftere Färbung der Felsen, und geschickt kletterte Frä. Anna die Felsen heran, um große Sträucher für die Kirche zu pflücken. Eine sehr zahlreiche Versammlung hatte sich am andern Morgen in derselben zum Gottesdienst eingefunden. In Gruppen saßen sie, ehe die Kirche anging, auf dem Rasen oder den hohen Stufen der Kirche, oder sie wandelten fröhlich plaudernd umher. Einige grüßten freundlich, kamen heran, um neugierig zu fragen, wer ich sei; und wie strahlten die tiefgefärbten Angesichter, wenn ich sie in dem dem Sekuto so verwandten Setschuana anredete. Sie antworteten dann aber mit einem solchen Redestrom, der aufs schnellste ausgestoßen wurde, daß ich nicht folgen konnte und sie wohl sehr dumm anschaute. Jetzt rief aber die zweite Glocke — die Kirche füllte sich, und mit Staunen hörte ich dem herrlichen tiefrollenden Gesange der Männer zu. Eine Orgel ist ja allerdings nicht vonnöten, denn man glaubt stets, die herrlichste Orgel als Begleitung zu hören. Das große und schöne Harmonium steht auch unbenutzt, ja ich hörte, daß, wenn das Instrument gespielt würde, die Gemeinde schweige, um zuzuhören. Besonders herrlich war die Liturgie, bei der sich die verschiedenen Stimmen von selbst scheiden und ineinander klingen. Von der Predigt konnte ich wenigstens den Hauptinhalt verstehen, wenn mir auch das meiste verloren ging. Am Nachmittag fand die Taufe des Söhnchens des Missionar Nauhaus statt, wozu sich eine Anzahl Deutscher, teils aus Botshabelo, teils aus dem eine Stunde entfernten Middelburg eingefunden hatten. Wir waren nachher zum Taufstee eingeladen und spielten dann Gesellschaftsspiele auf der hübschen Veranda, von der aus man einen schönen Blick in das Baumgewirr der Gärten und die sich schon grün färbenden Weiden des Baches hat. Frau S. Nauhaus, die frühere Erzieherin der Missionarskinder, machte mich auf die malerischen Stellen aufmerksam. Sie selbst macht reizende Aufnahmen nach der Natur, die ich ein andermal Gelegenheit hatte zu bewundern.

In der folgenden Woche machte ich einen Besuch bei dem Kapitän. Die Töchter des Missionars gingen mit mir auf die Station, hier ein richtiges Dörfchen. Zwischen den einzelnen Häusern stehen große, hübsche Bäume, die Plätze sind mit dichtem Gras bewachsen. Die Häuser stehen meist verlassen, da die Einwohner sich weiter verstreut haben, um mehr Land zum Ackerbau zu finden. Am Sonntage aber strömen sie alle herbei, wohnen in ihren alten Hütten, die auch in der Woche teilweise von Schulkindern bewohnt werden, für die einige alte Frauen die einfache Kost bereiten. Eine runde Mauer umgiebt die Wohnung des Kgosi (König). Wir treten hinein in den Lapa (Hof), der fest und glatt wie eine Tenuie ist. Hier saß die königliche Familie um Haufen Maiskolben herum, die sie abkörnten, indem sie dieselben auf hartem Stein rieben. Der König selbst verschmähte nicht, fleißig zu arbeiten, auch nicht die Frau Königin, welche ihren kleinen Prinzen, der in ein schmutziges Kattunkleidchen gehüllt war,

dabei im Arme hielt. Der Kapitän erhob sich bei unserm Eintritt, ein kräftiger, noch junger Mann mit schönem Gesicht, das fast kaukasische Formen zeigte. Sein Name ist Sefako, d. i. Hagel. Er ist der Sohn Maleos, der früher die Christen bitter verfolgte. Sefako jedoch ist ein Christ. Als ihm Fr. Trümpelmann sagte, ich sei gekommen, den König zu sehen, nahm sein Gesicht und seine ganze Haltung eine einfache Würde an. Er reichte mir die Hand und gab mir seinen niedrigen, mit Riemen überzogenen Schemel zum Sitzen. Er fragte dann, woher ich komme, und als ich ihm sagte: „aus Bethanien von Mynheer Grünzers Station,“ da strahlte sein ganzes Gesicht. Er erzählte, daß er durch Herrn Grünzer zum Glauben gekommen sei, daß dieser ihn getauft habe, und bestellte mir viele Grüße an den geliebten Lehrer, hierauf hat ich, sein Hans sehen zu dürfen, was mir mit Freuden gestattet wurde. Es war nur eine runde Hütte, deren weiße Wand mit roher Malerei (al fresco!) bedeckt war. Ein Bett mit bunter Decke, einige Schemel und Trintgefäße, das war alles, was das Königshaus aufzuweisen hatte. Ganz anders war die Wohnung des Königs vom Nachbarstamm beschaffen, ein hohes lustiges Haus mit sieben Kammern, großen Fenstern und hoher Thür, durch die man beinah' aufrecht hineinschreiten kann. Wir besuchten auch sein Heim, doch war er leider nicht zu Hause. Seine Königin jedoch, ein großes starkes Weib, empfing uns freundlich und führte uns im „Palaste“ umher. Jedes Familienglied hat hier sein besonderes Gemach, während die Schlafhäuser auf dem Hofe stehn. Diese sind runde Hütten, weit beliebter und gemüthlicher zum Wohnen. Ein musikalisches Instrument war da, und eine Kammer war gefüllt mit Trintgefäßen (Kalabassen), aus Spielarten von Kürbissen geschnitten. Mir gefiel besonders ein löffelartiges mit gewundenem Stiel. Ich fragte, ob ich es kaufen könne, die Frau Königin sagte mir jedoch, es sei das Lieblingstrintgefäß des Königs, sie müsse ihn erst fragen. Am folgenden Tage kam die schwarze Kapitänswfrau mit ihrem ebenso dunklen Töchterchen Alice an der Hand und brachte mir das gewünschte Gefäß als Geschenk von Setha, ihrem Gemahl, der inzwischen heimgekehrt war. Es war mir eine große Freude. Ich gab dem Kinde Kuchen und Apfelsinen, welche mit Freuden angenommen wurden. Die Mutter sagte mir Schmeicheleien wegen meiner großen und starken Figur, welche ich mit Wahrheit erwidern konnte, denn sie ist eine stattliche Erscheinung. Einige Tage darauf hat ich, die Schule besuchen zu dürfen, und Herr Trümpelmann machte sich von seiner Arbeit frei, um mich begleiten zu können, denn er meinte, es würde den farbigen Lehrer in einige Verlegenheit setzen, wenn eine Dame allein erscheinen würde. So klonnen wir denn den etwas steilen Hügel hinan, auf welchem sich das große rote Backsteingebäude erhebt, welches von Herrn Merensky als Schule erbaut ist. Draußen stand eine Schar der lebhaften, dunkeläugigen Schüler, die mich neugierig betrachteten und im eigentümlichen Singtone Herrn Trümpelmann ein: Tama kgosi, Mynheer! ungefähr: „Sei gegrüßet, Herr,“ zuriefen, dann grüßten sie mich in demselben Singtone: Dumela Juffrouw! „Sei gegrüßet, Frau!“ Auch Fr. Lenchen empfing denselben Gruß, dann führten sie in die Schule, wo wir sie gleich darauf in Reih und Glied trafen. Ihr farbiger Lehrer, ein freundlicher Mann, prägte ihnen eben die ersten Anfangsgründe des Rechnens ein, ganz nach moderner Anschauungsmethode. Er machte ein Pünktchen aufs schwarze Brett und fragte dann: „King?“ „Was ist das?“ „Kokolanyane!“ schrienen schrill die 100 Kehlen

(ein Pünktchen). Wieviel? Eins!! Dann machte er noch eins und fragte wieviel? Dann ließ er wohl ein Duzend Mal schreien „Kokolanyane engue le Kokolanyane engue ki Kokolanyane tse pedi!“ Der eigentümliche Sington ihrer schrillen Kinderstimmchen, den ich gern hier nachahmen möchte, gab dem Ganzen einen ungeheuer possierlichen Anstrich. Dann ging's zum Lesen. Ein gutes Lesebuch in der Sprache der Kinder ist gedruckt worden. Viele Stücke sind aus deutschen Lesebüchern übersetzt, andere für die dortigen Verhältnisse und Anschauungen geschrieben. So auch Liederchen und Gedichtchen, die von den farbigen Lehrern verfaßt, deutschen Melodien angepaßt werden. Es klang so hübsch, wie sie sangen, besonders in der Klasse der älteren Kinder, in die wir hernach eintraten. Die Gedichte waren noch im Manuscript, einige wurden mit Refrain, andere mehrstimmig gesungen. Ich hat dann um einige geistliche Lieder, und tief bewegte es mich, von 150 Kinderstimmchen die heiligen Melodien gesungen zu hören, wie sie zwar schrill, aber rein und rührend schön an mein Ohr drangen, mir ins Herz schlugen. Da ward es mir von neuem klar, wie unrecht jene haben, welche die Mission für unnütz, ja schädlich halten. Wo wären diese Kinder jetzt, was für Töne würden sie hervorbringen, welcher Ausdruck würde ihre jetzt beim Singen so fromm ausschauenden Gesichtchen erfüllen, ohne die frohe Botschaft des Evangeliums? — Recht befriedigt verließ ich die Schule, nachdem ich noch einige Worte an die lieben Kinder gerichtet hatte, die Herr Trümpelmann freundlich dolmetschte.

Ein andermal besuchte ich die Nähhschule, in der über 100 kleine Mädchen nähen lernen. Vom Lappeneinandernähen bis zum Hemd und zur Kleider-taille wird hier alles geübt, und zwei oder drei Damen können es kaum schaffen mit Zuschneiden, Heften, Zurechtstecken und Auftrennen. Ich wenigstens half Frau Trümpelmann im Schweiß meines Angesichts bei den jüngern, während Frau Müller, die sich sehr um die Nähhschule verdient macht, die älteren Mädchen beaufsichtigte. Die dort gefertigten Sachen werden dann wieder zu Missionszwecken verkauft. Der Stoff dazu wird von der Mission geliefert; es ist dasselbe System wie in Bethanien.

Einest Tages forderte mich Herr Trümpelmann zu einer Rundfahrt durch die Bersten auf; ich folgte ihm mit Freuden. Auch die Kinder fuhren mit, und wir wanden uns vorsichtig aus der engen Schlucht über gewaltige Steine hinauf auf die Ebene. Zuerst ging's zum Wasserfall. Über gewaltige Felsblöcke fällt schäumend der Fluß, und fremdländische Büsche, tief glühende Aloes, schmücken die Seiten des brausenden Falles, in den ich träumend schaute, während die Kinder die Felsblöcke herauf- und hinabkletterten und sprangen wie die Gemsen. Hier in weltvergessener Einsamkeit hatte ein Bauer seine zeitweilige Wohnung aufgeschlagen. Er lebte mit seiner Familie unter Zelten. Tags zuvor war er mit seiner Tochter und deren todkrankem Kinde bei uns gewesen, um Medizin zu holen. Jetzt trat er uns tieftraurig entgegen mit der Nachricht, die Kleine sei in der Nacht gestorben, während ein zweites älteres Kind an derselben schrecklichen Krankheit darniederlag. In starrem Schmerz stand die junge Frau in der Nähe, doch mit jener wehrlosen Ergebenheit, die dem Afrikaner in allen Wechselfällen seines abenteuerlichen Lebens eigen ist. — Wir stiegen wieder in unsern spider und fuhren weiter, tief in die Berge hinein. Hier und da sahen wir in der Einsamkeit sich Hütten der Farbigen erheben, umgeben von Mais- und Bohnenfeldern. Hier wohnen sie, um ihre Äcker zu bauen, stundenweit von

der Kirche entfernt. Dennoch kommen sie fleißig nicht nur zu den Sonntagsgottesdiensten, sondern auch in der Woche zu den Abendbibelstunden. Da scheuen sie nicht den beschwerlichen Weg über Steine und durch Sümpfe. Ja, jetzt in der regenlosen Zeit haben sie ihren Prediger gebeten, noch Frühgottesdienst anzusetzen. Wären doch unsere Betschwanen auch so eifrig! Wir fuhren auf steinigem Pfaden durch tiefe, mir oft gefährlich scheinende, zum Teil mit Wasser gefüllte Erdrisse. Einmal blieben wir bis über die Achse im „Modder“ stecken, jedoch die getreuen Pferdchen zogen uns wieder hinaus. Bei einer Werft fuhren wir an. Der Besitzer, ein starker, sehr dunkelfarbiger Mann, kam fröhlich zum Gruß herbeigeeilt, wie denn überall der Missionar freudig begrüßt wurde. Er klappte in die Hände zu wiederholten Malen, so wie ich es oft Herrn Grünner hatte nachmachen sehen, wenn er von Transvaal erzählte. Einige Orangen nahm er mit fröhlichem Danke „ki lebogile“ entgegen. Ich eilte inzwischen in den Hof, wo die Leute mit dem Mais beschäftigt waren. Derselbe war in Türmen, so wie man bei uns das gehackte Holz aufschichtet, aufgebaut, sehr künstlich, die Spitzen immer nach außen. In die Hütte tretend, sah ich ein altes, sehr wohlbeleibtes Kaffernweib und bewunderte ihren riesigen über einen Meter hohen Thontopf. Man braucht die Töpfe, um Bier oder auch Getreide aufzubewahren. Die Alte lachte vergnügt, als ich versuchte, mich mit ihr zu verständigen, was so halb und halb gelang. Alles sah sehr ordentlich hier aus und deutete auf Wohlhabenheit hin. Nach diesem Besuche kehrten wir langsam zurück in die Schlucht, in der die Missionarshäuser liegen, vorsichtig hinunterkrabbelnd über die gewaltigen Steinblöcke — noch heute wundre ich mich, daß der Wagen nicht zerbrochen ist.

Zum Picnic! hieß es an einem andern Tage. Herr Müller, der erst versprochen hatte, uns zu rudern, kam früh, sich zu entschuldigen. Er deckte gerade sein Dach und ließ von den Schulkindern Gras herbeiholen zu diesem Zwecke. Das Gras ist lang und hart und leistet vortreffliche Dienste. Ein hübscher Anblick war es später, die 300 Kinder, jedes eine Grasgarbe im Arm, zurückkehren zu sehen, so schlank und gelenkig, in ihren bunten, leichten Kleidchen. — Herr Trümpelmann übernahm das Geschäft des Ruderns. Auch Herr Theodor Nauhaus schloß sich der Gesellschaft an. Er hat am Maja seine Gesundheit eingebüßt und sucht im Elternhause Genesung und Erholung. Seine heitere Laune belebte die Partie. Über Felsblöcke kletternd, stiegen wir zum Fluß hinab, und einige von der Gesellschaft wurden gleich übergesetzt, um am anderen Ufer den Weg zu Fuß fortzusetzen, während der andere Teil im Boote blieb und auf leise wogender Welle sich dem eigentümlich träumerischen Gefühle überließ, welches bei einer ruhigen Kahnfahrt über uns kommt. An einem passenden Platz wurde gelandet, auf einem flachen Stein, unter wilden Fruchtbäumen, Kaffee gekocht und von der mitgebrachten kalten Küche genossen. Besonders mundeten nach der Hitze des Tages die sauren, in Masse mitgebrachten Apfelsinen, deren gelbe Schalen wir in den Fluß warfen, Lieder wurden gesungen und Kletterpartieen unternommen in den gewaltigen, von wildem Gesträuch und Farnkräutern überwachsenen Felsblöcken. Das Schönste war die Fahrt nach Hause. Der Orlifantfluß war vom Abendgolde sanft beschienen, leise schwirrten die Vögel ihren Nestern zu. Tausend Citaden zirpten ihren schrillen Abendgesang, scharf und dunkel hoben sich die Ufer ab vom schimmernden Fluß. Dort ragte auch ruinenhaft das von Herrn Merensky erbaute Pulverhäuschen,

das in Kriegszeiten gebaut, jetzt zwecklos geworden ist. Herr Trümpelmann erzählte, wie er vor Jahren den lieben Herrn Direktor Wangemann auf dem Fluß entlanggerudert, und wie derselbe alle Schönheiten so innig genossen und ein Lied zur Verherrlichung der Kahnfahrt gesungen habe. Wir sprachen so, ahnungslos, daß der liebe Vater schon auf dem Kirchhof ruhte, daß seine Seele schon hingegangen war zu seinem Vater droben. Als die ersten Sterne am blaßblauen Himmel erschienen, kehrten wir befriedigt heim.

Schnell eilten die Tage dahin, und die Abreise nahte. Aus der lieben kinderreichen Familie des Herrn Missionskaufmanns Deuster nahm ich mir noch einen lieben Jungen für meine Schule mit, so daß ich für die zwei heimgekehrten wieder zwei neue hatte. So hieß es denn scheiden vom lieblichen Botshabelo, und nachdem wir in Middelburg einige Besuche bei Deutschen gemacht hatten, bestiegen wir das Schiff der Wüste und fuhren Pretoria zu durch Sonnenhitze und roten Staub und kamen dort am Abend des vierten Tages todmüde an. Nicht vor der Stadt wurden wir plötzlich von einem finster und bleich aussehenden Polizisten angehalten, der uns nach Impfscheinen fragte und erklärte, die Stadt, besonders der Teil, wo die Farbigen wohnen, sei mit Pockenkranken gefüllt. Ich wäre am liebsten gleich umgekehrt, doch das war nun nicht möglich, und mutig ging's hinein. Ich fuhr erst zum Bahnhof, der am andern Ende der Stadt liegt, um unsere Sachen abzusetzen, und nie werde ich diese einstündige Fahrt mit müden Ochsen durch die hübsche Stadt vergessen. Wie ein Traum ging der Wechsel bunter Bilder an mir vorüber. Hier fuhr der elegante Landauer mit den Vollblutpferden, dort der Eselwagen mit sechsen oder achten bespannt, hier pries der Fruchtträger seine Ware an, die er goldleuchtend im Korbe auf dem schwarzen Wollhaupte trug — dort gingen in den malerischen, faltenreichen weißen Mullgewändern die Indier mit bunten Schärpen und Turbanen auf dem Kopfe; so wechselte Europäisches mit Orientalischem ab. — Bei Herrn Sack trafen wir die Herren Pauli und Hoffmann, noch frisch vom deutschen Hauch unweht. Sie begleiteten uns zu Herrn Grünberger, bei dem wir die Nacht zubringen sollten. Dorthin pilgerten wir, die müden Ochsen auf der Station zurücklassend. Jedes Kind hatte ein Bündel von Decken oder eine Tasche oder einen Plaidriemen, so auch die jungen Herren, zwei kleine Farbige und ich. Wir glichen einer ziehenden Zigeunerbande, und ich war der hereinbrechenden Nacht froh, die uns mitleidig vor fremden Blicken schützte. Sehr lieb und freundlich wurden wir im Pfarrhause aufgenommen und beherbergt. Am andern Morgen ging's weiter nach Johannesburg. Ich hatte mir zu unsern 20 Koffern resp. Paketen noch ein Bündel junger Bäumchen zugelegt, die sorgfältig behütet werden mußten. So fuhren wir Johannesburg, der Goldstadt zu, wohin die liebe Frau Kuscke, meine Vorgängerin in Bethanien, uns eingeladen hatte. Herr Kuscke holte uns von der Bahn und zeigte auch gentlemanlike keine Überraschung über unser ausgedehntes Gepäck, bei dem sich auch eine gefährliche Streitart befand, deren Stiel zu lang war, um sie in einem unserer Koffer unterzubringen, und deren mörderische Schneide ich durch einen dicken Pappdeckel geschützt hatte. Alles Gepäck und ich, die ich beinahe darunter verschwand, wurden in einen Einspänner geladen; die andern gingen zu Fuß. Mit Herzlichkeit von Frau Kuscke empfangen, brachten wir nette Tage in Johannesburg zu. Herr Kuscke war so liebenswürdig, uns trotz seiner vielen Arbeit in die Goldminen zu führen. Aus tiefen

Gruben wird das Quarzgestein aus der Erde befördert, mit Dampfmaschinen heraufgewunden und in die Stampfmaschinen (batteries) gebracht, in denen die großen Steine in kleine Stücke zermalmt werden. 1500 solche Stampfer waren in einem solchen Saale thätig, und der Lärm ein so rasender, daß das lauteste Rufen unhörbar geblieben wäre, weshalb die dort Arbeitenden sich nur durch Zeichen verständigen. Die zu Staub zermalmten Steine werden dann mit Wasser über Metallplatten geleitet, welche, mit einer Quecksilbermischung bestrichen, das staubförmig darin enthaltene Gold festhalten, welches von weißen Arbeitern mittelst kleiner Blechstücke zusammengeschabt und in ein Becken geworfen wird, woraus dann das Quecksilber wieder durch einen chemischen Prozeß entfernt wird, so daß es das reine Gold zurückläßt. Das Quecksilber, zu seiner ersten Gestalt zurückgeführt, dient von neuem demselben Zwecke. Zu den letzteren Arbeiten werden Weiße verwendet, alle andern besorgen jedoch Farbige, die dazu aus allen Theilen Afrikas zusammenströmen.

Jedermann, der einmal sich mit Missionsgeschichte beschäftigt hat, kennt den verderblich lothenden Einfluß der Goldfelder, zu dem alles hineilt, wie vom Magnet gezogen, und auf denen oft Ansehnd, Ehre und Leben verloren geht. Doch hier gerade ist auch das reiche Feld für den Missionar. Hier arbeitet er unter dem wildesten Heidentum. Die Häuptlinge heidnischer Stämme machen mit Minenbesitzern oder Pächtern Kontrakte, nach welchen sie für eine gewisse Summe eine gewisse Anzahl Menschen schicken, die arbeiten müssen. So bekommt ein Häuptling vielleicht 500 Pfd. Sterl., wofür er einige hundert Arbeiter schickt. Der Kapitän denkt natürlich, er ist reich bezahlt, der Minenbesitzer hat für 1 bis 1½ Pfd. Sterl. wochen- oder monatelang einen Arbeiter, der selbst gar nichts für seine Mühe erhält, er muß des Häuptlings Befehl erfüllen und für ihn arbeiten. Diese Menschen leben nun zusammengepfercht in Kompounds, und wenn sie hier auch nicht so bewacht und eingeschlossen leben, wie auf den Diamantfeldern, da es fast unmöglich ist, von dem Goldquarz zu stehlen, so ist es doch ein elendes Leben. Wir gingen über einen solchen Hof, der von den elenden Schuppen und Zelten umgeben ist, in welchem die von der Heimat weggerissenen armen Jungen wohnen. Einige machten an einem Graben unter freiem Himmel Toilette, während einer ihrer Kameraden pudelnaß, aber doch bekleidet, herumsprang und die tollsten Faxen machte, um seine Freunde zu amüsieren. Herr Kuschte rebete einige von ihnen auf Zulu an, worüber sie sehr vergnügt schienen. Bald hatte sich ein großer Haufe um uns gesammelt, die mich und die Kinder neugierig betrachteten und allerlei Fragen an Herrn Kuschte unsererwegen richteten. Einer war dabei, der Verwandte in Bethanien hat, und der sich nun sehr freute, Bethanier zu sehen. In den Hütten und Zelten sah es schmutziger aus, als in denen auf den Diamantfeldern, wo die strenge Aufsicht einigermaßen zur Ordnung und Reinlichkeit zwingt. Manche europäische Dame wäre vor der mangelhaften Kleidung dieser armen Heiden in Ohnmacht gefallen, und ich muß sagen, auch ich fühlte mehrmals ein Zurückschrecken in meinem Innern. Ach die Armen! dachte ich — wahrlich, es ist schon weiß zur Ernte, wie nöthig wäre es, daß hierher Arbeiter gesendet würden. Aus den Kompounds wandten wir unsern Schritt nach der Stadt, der großartigsten Südafrikas. Große Plätze, breite Straßen, riesige, palastähnliche öffentliche Gebäude, glänzende Läden mit allem Luxus Europas ausgestattet. „Hier,“ sprach Herr Kuschte,

auf eine solche belebte Straße deutend, „sah ich vor zehn Jahren noch das schwarz gebrannte Grasfeld“; dies scheint fast märchenhaft, doch all die Pracht schuf des Goldes Glanz — unter all der Pracht aber liegt verborgen das Elend, die Sünde, das schreckliche Verbrechen — die Ausgebirten der Nacht. Wehe, ach wehe der armen Stadt; am Golde kleben von alters her Thränen und Blut, am Golde klebt der Fluch des Erdengottes, wie schon die Sage meldet, — und doch durch Christum ist auch das Gold in Segen und zum Segen verwandelt. Das riesige Stadthaus, das Parlamentsgebäude, das Posthaus sahen wir, auch der Börse machten wir einen kurzen Besuch. Prachtvolle Villen mit lieblichen Gärten, ja ganze Straßen wurden mir gezeigt, von denen es immer wieder hieß: „sie gehören Herrn Eckstein, einem Deutschen.“ Wie erfreulich war es da zu hören, daß dieser Herr, der jetzt schon gestorben, nicht nur reich an irdischen Gütern war, sondern auch ein guter wohlthätiger Mann, der viel für die Kirche gethan und sich auch für die Mission lebhaft interessierte und hilfreich bewies.

Nachmittags ging Herr Kuschte mit mir ins Hospital. Außerhalb der Stadt in einem prächtig heranwachsenden Park gelegen, ist es ein fast palastähnliches Gebäude. Herrliche, lustige Zimmer mit luxuriöser Einrichtung wurden von den Kranken bewohnt. Das Erquickendste war der Blick auf grünen Rasen und Bäume. Hier zahlt man täglich 12 Mark 50 Pfennig, bekommt aber auch alles herrlich dafür, so daß mir eine Dame sagte: „I am so sorry to be well again and to return home next week — it is so nice here.“ In dieser Abteilung befanden sich nur Weiße. Herr Kuschte suchte die Weißen auf und sprach auch fließend mit den Engländern und Holländern. So muß der Missionar auch Sprachkünstler sein. Mich trieb es hinüber in das weniger elegante Gebäude, wo die Eingeborenen liegen; jedoch hielt eine alte englische Dame mich fest, die durchaus wollte, ich solle auf ihrem Bett sitzen und mit ihr sprechen, und ich that es auch so gern. Sie war so weiß und blaß wie mein liebes Mütterlein daheim, die ich auch krank wußte; ach, dachte ich, wärest du bei ihr. Die alte Dame erzählte, schon ein Jahr lang liege sie so ganz allein. Sie habe zwar Verwandte, jedoch nicht nähere. Diese besuchten sie alle Woche, doch seien sie auch froh, wenn sie ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen könnten. Schon sank der Abend; wir gingen hinüber zu den Farbigen, die in großen Sälen in langen Reihen in ihren Betten lagen, alle mit buntwollenen Decken zugedeckt. Ach, welches Elend herrschte hier. Hier war einer, dem beide Beine in der Grube durch Dynamit abgerissen waren, dort lag ein anderer mit verbranntem Gesicht und Händen, da raste ein dritter laut stöhnend im heftigsten Fieber. Herr Kuschte sprach zu vielen in ihrem eigenen Dialekt. Ich konnte mich auch einigen verständlich machen durch Setschuana, Englisch und Holländisch. Ja, ein alter Brauner aus Mauritius mit weißem Haar und Bart, der uns erst sehr von oben herab behandelte, zog plötzlich seinen Hut (er war nicht bettlägerig) und wurde sehr höflich, als ich ihn auf Herrn Kuschtes Rat französisch anredete. Er wurde sehr lebhaft und war seelenvergnügt, seiner Sprachlust freien Lauf zu lassen. Er spricht nichts anderes als die Sprache Galliens. Wir traten dann noch an manches Bett. Etliche lagen in dem Halbschlummer, der dem Tode vorausgeht. Die Lampen wurden angezündet. Große Teller mit Maisbrot wurden den Kranken gereicht. Eine katholische Schwester nahte mit leisem Tritt, ein Medizinglas in der Hand. Ich redete sie an. Ein sanftes Lächeln strahlte aus dem noch

jugendlichen Antlitz. Wir sprachen über die Leiden der armen Eingeborenen. „Poor things!“ sprach sie mit unendlichem Mitleid, „they are always pushed to the front, where the danger is.“ Mein Herz fühlte sich seltsam bewegt; hier soll Hülfe noch sehr not thun, es sind nur wenige Schwestern hier. In der Dunkelheit eilten wir nach Hause, im Ohre noch die Klage-laute der Sterbenden, von denen so viele als Heiden hinübergehen, — im Herzen noch den Nachklang der sanften Worte „poor things.“

Dann am Abend wieder ein ander Bild: Die liebe Frau Kuschte ging mit uns, ihre Söhnchen in ihres Mannes Hut lassend, um das moderne Babel bei Gas- resp. elektrischer Beleuchtung zu sehen. Die Kinder amüsierten sich herrlich. Wir machten kleine Einkäufe mit Berliner Preisen. In den Läden drängte sich ein elegant anschauendes Publikum. Doch unter manchem schneeweißen Federhut schaute das tiefgefärbte Gesicht einer Eingeborenen hervor, und die Überladung so mancher Toilette deutete auf einen noch halbwillden Geschmack. Auf den Straßen war ein Drängen, ein Lärmen, ein Laufen, ein Fahren, ein Lachen, ein Schreien. Wir eilten vorwärts, als plötzlich in einer von zwei Häusern gebildeten Straßenecke meine Aufmerksamkeit durch eine ernste Stimme gefesselt wurde. Ein einfach gekleideter Mann stand von einer kleinen Gruppe Zuhörer umgeben und erzählte eine Geschichte. Es war die Geschichte einer unglücklichen gefallenen Frau, die nun gefangen war, um ihr Verbrechen mit dem Tode zu büßen — es war die Geschichte eines milden Mannes, der, zu ihrem Urtheil aufgerufen, sie nicht verdammt, es war die Geschichte von der Härte der Welt, die das eigene Verbrechen in andern grausam straft, und der Gnade und Liebe, der milden Vergebung göttlicher Reinheit und Heiligkeit: „So verdamme ich dich auch nicht,“ da erst merkte ich, daß es die allbekannte Geschichte aus der Bibel war, die mein Herz so merkwürdig erschütterte, und die die Bewegung auf den bleichen Angesichtern der Zuhörer erscheinen ließ, die von flackernden Straußenlaternen grell beleuchtet waren. Jetzt, nachdem die Geschichte beendet war, erhob der Mann seine Stimme zu einer Klage, daß seine Zuhörerschaft nur eine so geringe sei, daß alles sich nach Gold und Vergnügungen dränge, früher habe er die ganze Straße für sich gehabt. Wahrlich, in der Erzählung lag eine große Macht. Dem Manne ist eine wunderbare Gabe gegeben, zu gehen auf die Straßen und Gassen und zu laden zur Hochzeit, wen er findet. — Nun eilten wir dem Hause zu, um uns nach den vielfachen Anstrengungen des Tages am Schlummer zu erquicken. Bald dämmerte der Morgen, ein Sonntagmorgen, herauf. Nachdem gefrühstückt war, machten wir uns alle zur deutschen Kirche auf, die ziemlich entfernt von Herrn Kuschkes Wohnung liegt. Frau Kuschte und ich fuhren in kleinem Einspanner hin. Die Kirche, ein sauberes, nettes Gebäude, füllte sich schnell. Ich sah das gern, denn sonst sind die lieben Deutschen im Auslande gar träg, ihre Kirche zu besuchen, während die Engländer und Holländer eifrig im Gottesdienst sind. Die Predigt war recht erbaulich. Der Prediger, Herr Kuschte, sprach von der Stadt Johannesburg, in der der Fürst dieser Welt seine Residenz aufgeschlagen habe, so daß, während man sonst sage, wo der Herr einen Tempel baut, baut der Teufel eine Kapelle daneben, man hier sagen könne, wo der Teufel seinen Palast gebaut hat, versuchen doch die Christen, hier und da eine kleine Kapelle daneben zu bauen. — Herr und Frau Kuschte thun viel, um den armen Deutschen zu helfen, Menschen beizustehen, die in Gefahr sind. Ihr Haus ist stets offen für Gäste und auch

solche, die kein Unterkommen finden. So wurde das Zimmer, welches Frau Kuschte das ihrige nennt, welches sie aber fast noch nie selbst benutzt hat, für einen unheilbar kranken Mann zurecht gemacht, der keine Pflege hatte und der gleich nach unserer Abreise dort einzog.

Am Nachmittag ging ich mit in die Farbigen-Kirche, welche übervoll war. Auf ungefähr 500 Männer kamen 11 Frauen, da sehr viel junge Leute zum Arbeiten herkommen (makarali d. i. die Zusammenbrager des Goldes, wie sie die Eingeborenen nennen). Über Mittag hatten wir die tiefbewegliche, traurige Nachricht von unseres lieben alten Direktors Tod erhalten. Herr Kuschte erzählte nun den Leuten von seinem Leben. Es waren zwei darunter, die ihn noch bei seinem letzten Aufenthalt in Afrika gesehen hatten. Ich war diejenige, die noch den frischesten Eindruck von ihm hatte. Vor nicht ganz vier Jahren sandte er mich zu meiner Arbeit hier aus. Viele, viele vermiffen ihn sehr. Viele fühlen seinen Tod als persönlichen Verlust auch hier draußen schmerzlich. Er hat seine Arbeit gethan und die unvergängliche Krone der Ehren empfangen.

Der Nachmittag flog schnell dahin. Spät um halb elf Uhr ging der Zug, der uns zum lieben Bethanien zurückbringen sollte. Zwei junge Leute, die bei Frau Kuschte in Pension sind, boten sich an, unsere Sachen zu tragen, beide hätten gern die Streitart getragen, doch wurde der Streit unblutig geschlichtet. Herzlichen und dankbaren Abschied nehmend von der lieben Frau Kuschte, die es sich nicht nehmen ließ, uns noch so spät mit einer Tasse Thee zu bewirten, marschierten wir alle zum Bahnhof. Herr Kuschte begleitete uns und half uns, in dem Gedränge ein Unterkommen zu finden. So fuhren wir durch die Nacht der lieben Heimat Bethanien zu, das wir am folgenden Nachmittage erreichten.



Berliner Mission im Njaka-Lande, Deutsch-Ostafrika

von

M. Eitner.

Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis 1 Mark, in elegantem Originalband 1,50 Mark.

Die bekannte und beliebte Schriftstellerin hat sich bei Abfassung des vorliegenden Schriftchens die dankbare Aufgabe gestellt, ein Bild von dem Anfang und Fortgang der Berliner Njaka-Mission zu zeichnen. Wenig Missionsgebiete haben solchen Anspruch auf Teilnahme des deutschen Volkes und wenige bieten des Interessanten so viel als dies ostafrikanische Gebiet. Möge deshalb das schöne Büchlein viele Leser finden.

H. Mercensthy.

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar.

Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission,

von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Berichten ergänzt, fortgeführt
und herausgegeben von

E. Pfitzner und **D. Wangemann**

Konfistorialrat in Stolberg a. S. weiland Missionsdirektor in Berlin.

Mit 20 Abbildungen.

3. Auflage. Preis brosch. 1,75 Mark, geb. in Leinwandband 2,25 Mark.

Der bekannte Litteraturhistoriker **Dr. Robert Koenig** schreibt über das Posselt'sche Buch: „Das ist ja ein prächtiges Buch, das Sie mir geschickt haben. Ich stehe nicht an, dieses Posselt'sche Buch geradezu das Muster einer Selbstbiographie, und besonders eines Missionsbildes, zu nennen. Kein Selbstruhm, keine Ueberhebung, kein salbungsvolles Pathos — das sind seine negativen Vorzüge. Nicht minder groß sind die positiven: eine natürliche, oft ganz urwüchsige Sprache voll Anschaulichkeit und Lebendigkeit, voll guten Humors, welcher der eigenen Schwäche nicht schont, vor allem die ungeschminte und lehrreiche Darstellung des Anfanges und Fortganges des Missionswerkes mit allen seinen Mühen und Nöten, Täuschungen und langsamen Erfolgen.“

In Missionsvereinen kann nichts besseres gelesen, in Volksbibliotheken nichts besseres verliehen werden; aber auch in jeder Familie wird es für die langen Winterabende gewiß sehr willkommen sein.“

Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd- und Ost-Afrika

von **D. Ed. Krausenstein**, Missions-Inspektor.

4. vermehrte Auflage, fortgeführt bis Ende 1892.

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten-Skizzen.

Preis in Leinwandband 3,60 Mark.

Zur Verteilung und zum Massenvertrieb geeignete Schriften:

**Soll ich Mission treiben?
Ja oder nein?**

Von Remus, Pastor in Löben.

Preis 20 Pfennig.

Man muß wünschen, daß jeder Missionsfreund dieses Schriftchen stets zur Hand habe zu seiner eigenen Information, aber noch mehr, um den Einwürfen, mit denen die landläufige Unwissenheit der heiligen Sache immer wieder entgegentritt, wirkungsvoll begegnen zu können. Man verborge das Schriftchen oder verschente es; seine Wirkung wird es nicht verfehlen!

A. Merensky.

**Dornen und Ähren
vom Missionsfelde.**

Herausgegeben von der
Missionskonferenz in der Provinz
Brandenburg.

— 12 Hefte à 10 Pfennig. —

Diese Missionsgeschichten — meist sind es Lebensbilder — sind verschiedenen Missionsgebieten entnommen, führen eine gute Kenntnis der evangelischen Mission herbei, zeigen die großen Siege des Evangeliums unter den Heiden und erwärmen das Herz für die große Gotteswerk. Wendland, Miss.-Inspektor.

Missionschriften für Kinder

in farbigem Umschlag

— mit Bildern. —

— 26 Hefte à 5 Pfennig. —

100 Hefte gemischt 4 Mark.

Für das jüngere und mittlere Kindesalter sehr gut geeignet und Eltern und Sonntagsschulleitern und Helfern sehr zu empfehlen.

Monatl. Anzeig. d. Christl. Ver. j. Männer.

**Vater Christlichs
Abendunterhaltungen über
die Heidenmission.**

Heft 1: Das Missionsleben in der Heimat.
2. Aufl. — Heft 2: Die Missionsgesellschaften.
2. Aufl. — Heft 3: Leben und Wirken des
Missionars.

Von D. R. Grundemann.

Preis jeden Heftchens 20 Pfennig.

Ein Meisterstück volkstümlicher Belehrung über die Mission. Wir raten jedem Pastor, sich diese Schriftchen ja kommen zu lassen, und zweifeln nicht, daß die Lektüre ihm Lust machen wird, diese Schriftchen unter dem Volke zu verbreiten. D. Warnck (Allg. Miss.-Zeitschr.).

Neue Missionschriften

in farbigem Umschlag

— mit Bildern. —

ca. 50 Hefte à 5 - 30 Pfennig.

Missionsfreunden sehr zu empfehlen zu eigener Erbauung und zur Verteilung, um das Missionsinteresse anderer zu wecken.
Monatl. Anzeig. d. Christl. Ver. j. Männer.

**Missionsbilder mit Versen
für Kinder.**

6 Hefte mit je 8 farbigen Bildern und
8 Seiten Text

— à 5 Pfennig. —

100 Hefte gemischt 4 Mark.

Was für den billigen Preis und das kleine Format zu leisten möglich ist, das bieten diese bunten Bilder, und die Verse treffen immer mehr den kindlichen Ton, in dem sich eine Erklärerung der Bilder kurz und behaltlich geben läßt. D. Warnck (Allgem. Miss.-Zeitschr.).

Princeton Theological Seminary Libraries



1 1012 01218 4349



